~~gem. 1920 Si~~ ~~Lbl. Hlg.~~

~~d. 215~~ Lehrkreuz

~~(IV, 1)~~

Päd. Pr.

2140 (IV. 1.)

<366039476700 11

<366039476700 11

Bayer. Staatsbibliothek

Bei schlichten Leuten.

I.

Wie Hochmuth gebrochen ward.

Wer hoch fliegen will, kann tief fallen.

Alt und neu.

Drei Erzählungen

von

Friedrich Schnettler.

BIBLIOTHECA MONASTERII

Mit vier Stahlstichen.

Regensburg.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

1874.

18 B

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I.

Wie Hochmuth gebrochen ward.

Erzählung

aus dem Dorfleben

von

Friedrich Schnettler.

Wie Hochmuth gebrochen ward.

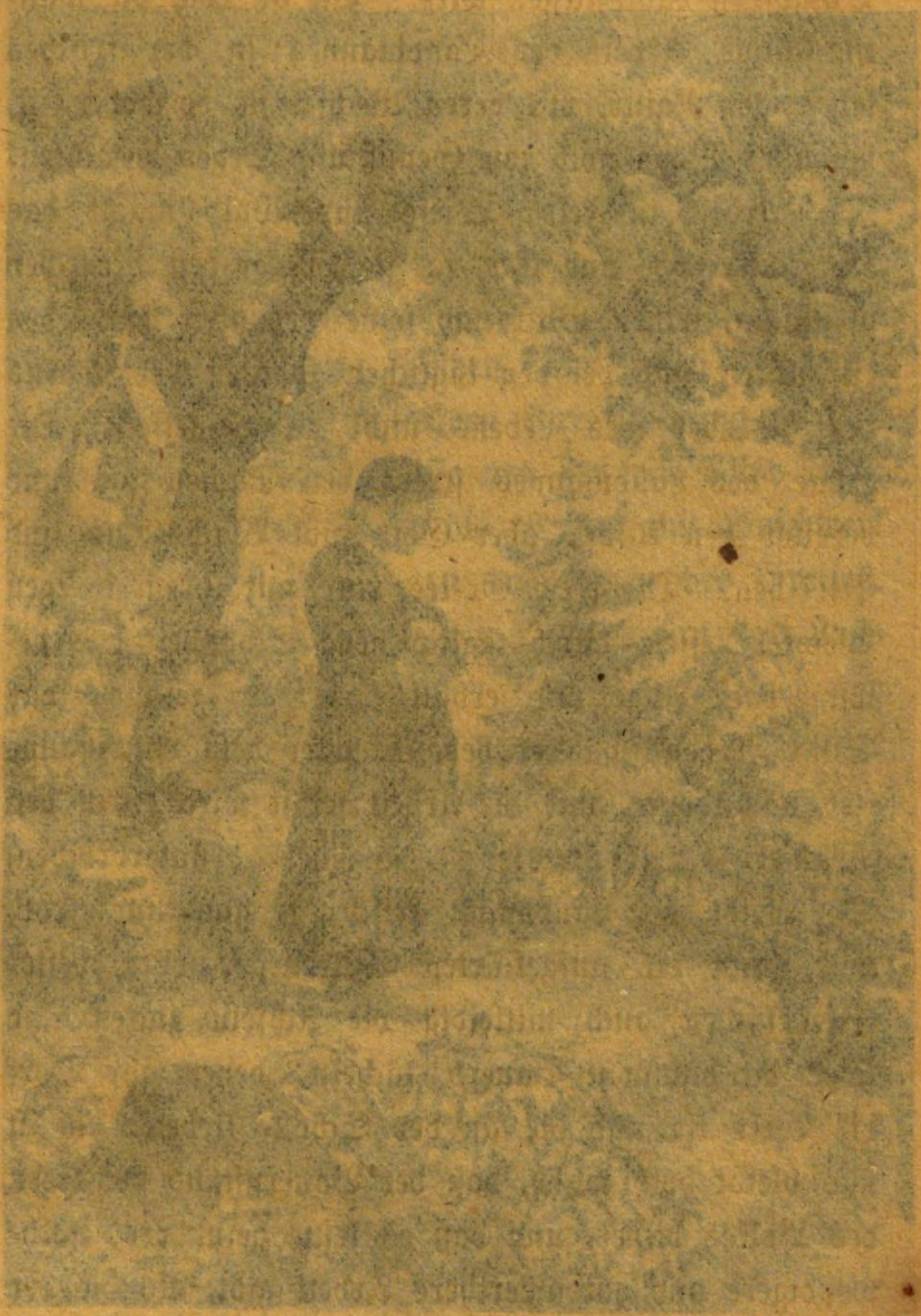
1.

Auf abschüssiger Bahn.

Im Schweiße seines Angesichtes soll der Mensch sein Brod essen, — das ist das alte, wahre und Vielen so harte Wort. Wie fühlt es nicht der Fabrikarbeiter so sauer, der, unter Maschinen selbst zur Maschine geworden, ohne Rast mit Hast sich vom frühen Morgen bis zur Nacht mit dem ewigen Einerlei seiner geisttödtenden Arbeit plagen muß! Wie drückt es nicht den Erdarbeiter, der in geschlossenem Zuge wie ein Baugefangener, oder wie das Pferd in der Roßmühle, keuchend Karren um Karren schleppt und so den Damm aufthürmt, auf dem bald das feurige

Dampfroß dahinfliegen wird. Da ist doch die mannichfaltige Arbeit des Landmannes in der frischen lebendigen Natur, mit deren Wechsel sie verwoben ist, bei aller Plage noch wie Genuß und Segen zu achten! Die Arbeit in Feld, Wiese und Wald macht das Herz nicht öde und leer, ja, sie zwingt den Menschen gleichsam, seinen Blick und seine Gedanken nach oben zu richten und bei den täglichen Sorgen des Lebens den Urheber des Lebens nicht zu vergessen. Die Hand des Landmannes streut den Samen aus und bereitet den Acker, aber Gott gibt Wachsthum und Gedeihen. Die freie Gottesnatur mit ihrem stetigen Wechsel fesselt durch täglich neue Schönheit das bewundernde Auge und erhält das Herz gesund; das Stück Boden, was er bebaut, wird dem Landmanne lieb und theuer, und die Arbeit selbst wird durch den Wechsel der Jahreszeiten angenehm unterbrochen. So bleibt der Landmann frisch, fromm und froh, und wenn die aufgeklärten Weltbürger oder besser Irrmenschen auch mitleidig die Achseln zucken und über die dummen Bauern lächeln, denen ihr Dorf die Welt ist und die an der Scholle kleben, es ist und bleibt doch wahr, daß der Bauernstand den Kern des Volkes bildet, und daß es keine gesundere, nothwendigere und ehrenwerthere Arbeit gibt, als die der Bauern.

Solche Gedanken mag auch der greise Pfarrer von Waldkirchen haben, der nach dem heiligen Dienste langsam den Hügel hinter dem Pfarrgarten hinan-



C. Diefenbach pinx. Ausführ. Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Schnettler. Bei schlichten Leuten. I.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.

steigt, ab und zu stehen bleibt und seinen Blick über die friedliche Gegend zu seinen Füßen schweifen läßt. Unter ihm liegt das freundliche Kirchdorf, von waldigen Höhen umsäumt; die weißen Giebel der Häuser scheinen unter dem Laubdache der Obstbäume und Linden Verstecken zu spielen. Zur Rechten zieht sich das blinkende Silberband des Flusses durch grüne Wiesen und sammtene Weiden, auf denen glänzende Kühe mit strotzenden Eutern ihre Nahrung suchen. Eine Mühle steht am Flusse und der leise Wind trägt das Geklapper der Räder bis zu dem mit Buschwerk bewachsenen Hügel und zu dem Ohre des Greises. Links erstrecken sich die Hügel weiter in das Land hinein, werden aber immer kleiner und kleiner und fallen nach dem Dorfe hin in einem sanften Abhange ab, während sie in der Ferne in langgezogenen Wellenlinien in die fruchtbare Ebene übergehen. Ueberall auf den meist bebauten Hügeln und auf der weiten Feldflur, in den Gärten, auf den Höfen und Werkstätten herrscht reges Leben; Schnitter mähen das goldene Korn, Frauen binden es in Garben, Kinder tragen es zu den Stellen, wo die „Richten" stehen sollen. Die großen Bauern fahren eifrig ein; mit fröhlichem Peitschengeknall eilen die Wagen zum Felde und kehren schwer beladen und langsam zurück. Kleinere Gespanne mit Kühen und Zugochsen folgen bedächtig. Und dieses Bild reger Geschäftigkeit vergoldet die Sonne mit ihren Strahlen, und der klare blaue Himmel spannt sich freundlich darüber.

Der Pfarrer hat sich auf einen alten, moosbedeckten Stamm gesetzt und betet sein Brevier. Das war so seine Sitte, wenn die Tage schön waren. Und wenn er geendet hatte, ruhte sein Blick mit Liebe und Sorge auf dem Dorfe, auf den rothen Ziegeldächern der Häuser und auf den geschäftigen Leuten hüben und drüben. Er kennt sie ja alle, denn er hat sie getauft und getraut, er kennt ihre Freuden und Leiden, ihre Gebrechen nnd Schwächen.

Heute schaut er lange Zeit sinnend und ernst in eine kleine Thalmulde zu seinen Füßen, aus der ein kleines Gehöft herauslugt, — ein einstöckiges Bauernhaus, daneben eine Scheune, und rings herum Garten, Wiese und Ackerland, von einem Bächlein durchschnitten und durch den gelben Fahrweg mit dem nahen Dorfe verbunden. Eine Frau arbeitet emsig im Garten und jätet Unkraut von den Beeten; ein Kind mit blonden Flachslocken spielt im Pfade mit den blanken Kieseln und zerpflückt die bunten Feldblumen, welche ihm die Mutter lächelnd zugeworfen hat. Ein Mädchen von etwa elf Jahren sitzt auf der Lattenbank vor dem Hause und schält Kartoffeln. Zwei Buben tummeln sich wild am Bache herum, springen hinüber und herüber und besprengen sich gegenseitig mit Wasser. Ein weißer Spitz neckt sich bellend mit einer jungen Ziege, die ihn in tollen Sprüngen zu erreichen und zu stoßen sucht. Auf dem Roggenfelde hinter dem Gehöfte hält ein mit zwei rothen Kühen bespannter Wagen; ein stämmiger

und kräftiger Mann reicht einem Buben von vierzehn Jahren die Garben zu, welche dieser regelrecht zu einem Fuder verpackt.

Es war ein liebliches Bild häuslichen Glückes und ländlicher Schönheit, was sich da vor dem Greise ausbreitete. Und doch wird sein Gesicht ernst und traurig. Sinnend stützt er das greise Haupt auf den silbernen Knopf des Rohrstockes und sieht zur Erde. Er blickt wieder auf, und sein Auge ist umflort. Es scheint, als habe er aus der Tiefe seines Herzens gebetet.

„Die Welt ist so schön, so weit und so groß, und doch machen die blinden Menschen sich dieselbe muthwillig und durch eigene Thorheit zum Jammerthal," murmelte er vor sich hin, stand auf und schritt langsam zum Pfarrhause zurück.

Der Greis hatte Recht, denn der größte Feind des menschlichen Glückes ist das eigene, von Leidenschaften umstrickte Herz. Er dachte an den Müllersbauern, der auch durch eigene Thorheit muthwillig sein Glück untergraben hatte und jetzt mit zwei Kühen selbst seine Ernte auf dem gepachteten Gütchen einfahren mußte, während er vorher auf einem großen schönen Hofe mit sechs Pferden den Knechten und Mägden Befehle ertheilen konnte.

Der Bauer Müller war der Erbe eines schönen Hofes, der einige Stunden weiter oben am Flusse lag. Als er herangewachsen war, hatte ihn sein Vater aus dem Hause gethan, damit er einem frem-

den Willen gehorchen lerne, und zuletzt war er Unterverwalter auf dem adeligen Gute gewesen, welches in der Nähe von Waldkirchen lag. Jung, gesund und wohlhabend wie er war, hatten ihn bald alle Burschen des Dorfes liebgewonnen und betrachteten ihn bei allen Gelegenheiten als ihren Anführer, denn er saß gern im Kreise fröhlicher Gesellen, ersann die tollsten und heitersten Streiche, und wenn man ihn zu behandeln wußte, bezahlte er stets für Einen die Zeche. Er war von Natur ein guter Bursche, kein Raufbold, kein Trinker, kein Spieler, nur war er ungeheuer stolz, und wer seinen Stolz mit in's Spiel zog, konnte Alles von ihm haben und ihn zu Allem bewegen. Dann traktirte er vom besten Weine, spielte um sehr hohe Summen, kaufte ganz unnützes Zeug, und wer es ihm zuvor thun wollte oder seinen Stolz verletzte, war ihm ein Dorn im Auge. Bei allen Festlichkeiten mußte er an der Spitze stehen, bei den Prozessionen und am Schützenfeste trug er die Fahne, und weil die hinterlassene Tochter des verstorbenen Lehrers das schönste Mädchen im Dorfe sein sollte und auch wirklich war, fiel sein Auge gerade auf diese. Und wiewohl sein alter Vater wegen der Armuth der künftigen Schwiegertochter Einspruch that, so setzte er doch seinen Willen durch. Bald war Hochzeit, und als fröhliches Menschenpaar hielten die beiden jungen Leute auf dem schönen Hofe ihren Einzug. Die ersten Jahre verstrichen in Glück und Frieden. Blühende Kinder sproßten um die Gatten

empor, die Saaten waren Jahre lang so gut, wie sie nur sein konnten, und der alte Greis freute sich noch einige Jahre im Glücke seiner Kinder. Und doch nagte schon ein Wurm an diesem Glücke, er fraß sich immer tiefer und tiefer und sollte dasselbe zuletzt ganz untergraben. Und dieser nagende Wurm war der Stolz des jungen Bauern.

„Klein und rein!“ so dachte und sprach der Vater und war wohlhabend und glücklich dabei geworden. Auch sein Sohn würde es sicher geworden sein, wenn er allein in dem obern Flußthale gewohnt hätte. Aber gerade neben ihm wohnte der reiche Nagelschulte, und dessen Hof war größer, seine Aecker und Wiesen besser, er gewann das Geld scheffelweise, und kein Mensch wußte so recht, wie viel er eigentlich besaß. Das war dem jungen Bauern ein Dorn im Auge, und wenn er mit dem Nagelschulten in der Stadt oder bei einer festlichen Gelegenheit zusammentraf, ließ er es immer deutlich merken, daß er nach ein paar Thalern ebenso wenig was zu fragen brauche wie jener. So lange der Vater lebte, ging es noch; als dieser aber die Augen geschlossen hatte, wurde er ein willenloser Sklave seines unbändigen Stolzes. Zwar suchte ihn die Frau durch Bitten und Warnungen zur Vernunft zu bringen, aber vergebens. Bald waren die Worte vergessen, welche ihm der sterbende Vater so dringend an's Herz gelegt hatte: „Strecke Dich nach der Decke, Albert, sonst kommst Du mit den Füßen in's Stroh.“

Wenn sich zwei Augen schließen, ändert sich oft viel. Das sah man auch auf Müllers Hofe. Hier wurde geändert, dort gebaut, hier eine Wand durchschlagen, dort ein neues Fenster eingesetzt; die Küche bekam neue Flursteine, die Zimmer erhielten Tapeten, das Haus neue Thüren und größere Fenster; der altfränkische Hausrath und die alten, treuen Knechte und Mägde verschwanden, um Möbeln nach dem neuesten Schnitt und fremden Gesichtern Platz zu machen. Und das Alles geschah weniger aus Neuerungssucht als vielmehr aus Stolz und Hoffart; der Nagelschulte nebenan hatte es auch so, und dem brauchte der Bauer Müller doch nicht nachzustehen. Der Nagelschulte kaufte sich eine kleine zweisitzige Kutsche, um damit des Sonntags zur Kirche zu fahren; das konnte der Bauer Müller auch und er lächelte triumphirend, als er am folgenden Sonntage mit Frau und Kindern in die glänzende, viersitzige Kutsche einstieg und die flinken Braunen den steifen Apfelschimmel des Schulten bald überholten. Der Schulte schaffte sich allgemach allerlei Geräthe und Maschinen an, um die Arbeit zu vereinfachen und zu verringern; das konnte der Bauer Müller auch und bald standen in allen Ecken des Hofes große und kleine Maschinen, die schon bald nicht recht mehr stimmten und die kein Mensch mehr brauchte. Neue Rassen Vieh, neue Sorten Getreide wurden zum Versuche angeschafft, weil der Nagelschulte sie auch hatte; jeder Handelsmann konnte für seinen Artikel

auf Absatz rechnen, wenn er dem Bauern nur andeutete, daß dieses die beste Sorte wäre und daß der Nagelschulte dieselbe oder eine geringere genommen hätte.

So wurde Müllers Hof immer schöner und prächtiger, aber auf Kosten des Geldbeutels und auf Kosten des häuslichen Glückes. Das baare Geld reichte bald nicht mehr aus, die Kapitalien verschwanden, und da der Stolz des Bauern damit nicht verschwand, sondern immer mehr wuchs, mußte anders Rath geschafft werden. Der alte Trödler Salomon in der Stadt wußte ganz gut, wie der Bauer Müller stand; er kannte Schulden und Kapitalien aller Bauern meilenweit im Umkreise bei Heller und Pfenning, denn er wanderte schon über fünfzig Jahre mit seinem Kasten im Lande umher und wohin er kam, dahin brachte er seine Augen und Ohren mit. Er lieh den Bauern der Umgegend, wenn sie in Verlegenheit waren, Geld gegen Wechsel und hielt reinen Mund darüber, und seine Kundschaft war keine geringe, denn ein richtiger Bauer wendet sich selten um Hilfe an andere ehrliche Leute als an Juden. Dafür nahm er natürlich Wucherzinsen und ließ denjenigen so leicht nicht los, der ihm einmal in die Finger gefallen war. Er schlich sich bald in das Vertrauen des Müllersbauern ein und half ihm aus einer Verlegenheit — in die andere. Das Geld stand ja sicher bei ihm. Die arme Frau merkte den nahenden Verfall nur zu gut, sie weinte, bat und betete,

sie rettete, was sich retten ließ, aber eine Leidenschaft verschlingt mehr, als zehn sparsame Hausfrauen zusammen halten können; es verhält sich mit dem Gelde umgekehrt wie mit den Krankheiten; es kommt zu Fuße und eilt zu Pferde wieder fort.

Und auch sonst untergrub Manches den häuslichen Frieden. Je mehr sie zurückgingen, desto mehr vernachlässigte der Bauer die Wirthschaft; er ging viel zur Stadt und kehrte dann erst spät und oft halb betrunken zurück; die Dienstboten thaten, was sie wollten; das schöne Vieh verkümmerte, weil das Auge des Herrn nicht mehr darüber wachte, die Saaten standen schlecht, weil es den Knechten gleich war, wie und wann sie in die Erde kamen, kurz, überall zeigte sich der Verfall. Auf die flehentlichen Bitten erhielt die arme Frau zuletzt nur herbe Vorwürfe und harte Worte: er müsse selbst wissen, was er thue; wenn sie etwas mitgebracht hätte, würde es besser gehen, und jedenfalls habe sie es hier besser als bei ihrem Vater, der ja zeitlebens am Hungertuche genagt hätte. Ja, die Frau hatte noch genug zu essen und zu trinken, aber darauf beruht das Glück des Menschen doch nicht allein. Und denselben Mann, der ihr diese bittern Worte sagte, hatte sie aus reiner Liebe und aufrichtiger Zuneigung, nicht wegen seines Hofes und Geldes, geheirathet!

So ging es einige Jahre. Der Müllersbauer wurde immer mürrischer, verschlossener und unzufriedener, die Frau wurde bleicher und älter, aber eine

blühende Schaar fröhlicher Kinder wuchs prächtig heran und spielte sorglos auf dem Hofe, dessen Verfall langsam, aber sicher nahte. Und vielleicht hätte sich der Sturm noch beschwichtigen lassen, wenn nicht der Stolz den Bauern in das Verderben gelockt hätte wie der Lichtglanz die Mücke in die sengende Flamme.

Der Nagelschulte ließ die rothen Ziegel auf seinem Dache durch Schiefer ersetzen. Das blaue Schieferdach sah recht stolz auf das verwetterte und mit grünem Sammetmoose bekleidete Strohdach des Müllershofes herab. Das konnte der Bauer nicht ertragen, und bald glänzten auch auf seinem altmodischen Hause weithin die bläulichen Schiefersteine. Die Leute lachten, und der greise Nagelschulte schüttelte bedenklich und mitleidig den Kopf. Aber dem Bauern Müller mußte man es merken lassen, daß er einen lächerlichen Streich gemacht habe. Heute sollte der Nagelschulte gesagt haben, das neue Dach nehme sich auf dem alten Kasten aus wie ein rother Flick auf einer vergilbten Maurerhose, morgen hatte er gemeint, das Wohnhaus sehe jetzt aus wie eine zerlumpte Vogelscheuche mit einem neuen Cylinderhute. So geht es ja immer. Hat die Flamme der Leidenschaft ein Herz ergriffen, so sind Alle nur zu eilig, Brennstoff zuzutragen, als ob sie wunders meinten, was sie für ein gottgefälliges Werk daran thäten.

Ein schlechteres Wohnhaus und nun noch Hohn obendrein, das war zu viel für den Müllersbauern. Es sollte und mußte anders werden!

Eine ganze Woche war er fast täglich in der Stadt. Die arme Frau bat ihn, er möge ihr doch sagen, was ihm fehle, aber sie erhielt keine Antwort. Der Jude Salomon kam und mit ihm drei Herren vom Gericht; sie besahen Garten und Wiese, Feld und Wald, schlossen sich in dem Fremdenstübchen ein und schrieben den halben Nachmittag. Die Frau ahnte nichts Gutes.

Am andern Morgen kamen Maurer und Arbeiter von der Stadt; es klärte sich Alles auf: der Bauer Müller wollte einen neuen Hof bauen. Dazu gehört aber Geld, ungezähltes Geld, und da er das nicht hatte, mußte der alte Salomon Rath schaffen. Er ließ Haus und Hof gerichtlich aufnehmen und streckte dem Bauern das Geld zu schweren Zinsen vor. Zwar besaß er selbst nur den kleinsten Theil, aber er wußte immer Mittel und Wege. Kurz und gut, der alte Hof, auf dem mehrere Geschlechter glücklich und zufrieden gelebt hatten, wurde abgebrochen, das schöne Geld, welches der Bauer schon daran verbaut hatte, war reinweg fortgeworfen, und ein neuer Hof erstand, wie er schöner, größer und zweckmäßiger Stunden weit im Umkreise nicht zu finden war.

Der Bauer triumphirte, die Frau weinte und betete im Stillen, und die Kinder freuten sich über das Gewühl der Leute und die täglich neue Arbeit. Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange. Der Hof war groß und geräumig, aber die Knechte und Mägde wollten nicht bleiben, weil sie ihren Lohn nicht zur

rechten Zeit ausbezahlt erhielten und weil mit dem Brummbär von Bauern nicht mehr auszukommen war. Die Ställe wurden leer, die Maschinen verschwanden, das Korn kam nicht mehr auf die Böden und in die weiten Scheunen, denn der alte Salomon wollte seine Zinsen haben und ließ sich in Ermangelung von Geld ganz gern mit Geldeswerth bezahlen, weil dabei immer etwas mehr herauskam. Sogar die Kinder merkten den Verfall, denn sie vermißten bald dieses bald jenes. Das that der Mutter wehe, zumal wenn der Vater auch auf die harmlosen Fragen der Kinder so mürrisch und beißend Bescheid gab.

Je mehr der Müllershof zurückging, desto ungestümer drängte der schlaue Jude und preßte ihm um ein Jahr Ausstand auch die letzten werthvollen Erbstücke, Kreuze und Trauringe frommer Vorfahren, ab. Als ob das Jahr ihn hätte retten können! Auch dieses Jahr läutete man zu Grabe, ein neues brach an, und in diesem neuen Jahre wurde dem Müllersbauern Haus und Hof gerichtlich verkauft, da er weder das Kapital zurückzahlen noch die fälligen Zinsen decken konnte. Daß aber der Nagelschulte Meistbietender blieb, war für den Stolz des Bauern das Kränkendste. Als der alte Schulte aus Mitleid mit Frau und Kindern dem abgehausten Bauern anbot, gegen mäßige Zahlung als Pächter auf dem Gute zu bleiben, gerieth dieser vor Wuth ganz außer sich, warf dem Greise vor, er komme nur, um sich über sein Unglück zu freuen, nach dem er seit Jahren getrachtet habe, und

schwur hoch und theuer, er wolle lieber am Wege Steine klopfen als seine Gnadenbrocken annehmen. Trotzdem ließ der Nagelschulte die Familie länger auf dem verkauften Hofe wohnen, als er nöthig hatte, weil der Bauer nicht so bald anderswo unterzukommen wußte.

Ganze Tage und Wochen blieb Müller in der Stadt, wo er im Kreise liederlicher Gesellen den letzten Rest seines Vermögens verzechte, um seinen Unmuth und Aerger zu ersticken. Aber die paar Thaler, die er bei dem Verkaufe herausbekommen hatte, gingen zur Neige, und einmal mußte das wüste, wilde Treiben doch ein Ende nehmen Da er stets betrunken nach Hause kam, so ruhte alle Last und die ganze Sorge für die Zukunft auf den Schultern der armen Frau, die endlich in ihrer Noth sich brieflich an den Pfarrer ihres Heimathsortes wandte, der sie von Jugend auf mit Wohlwollen behandelt hatte. Zum Glück war das kleine Gut in Waldkirchen gerade pachtlos, und der Pfarrer hielt es für sehr geeignet, dem ruinirten Bauern als erste Zuflucht zu dienen. So war der Müllersbauer der nächste Nachbar des Pfarrers geworden.

An dieses Alles dachte der würdige Seelenhirt, als er von dem Hügel auf das liebliche Bild zu seinen Füßen hinabsah. Ja, der Müllersbauer hatte durch seine eigene Thorheit, durch seinen Stolz sein ganzes Lebensglück vernichtet.

Ob sein Hochmuth jetzt gründlich geschwunden ist? Ach nein. Der Hochmuth beugt sich nicht vor

dem Unglück, auch nicht vor den bittersten Vorwürfen; er kann allein durch eine wirkliche Reue, durch Selbstverleugnung und demüthige Unterwerfung unter den Willen Gottes besiegt werden. Daß Müller so wenig mit den andern Dorfbewohnern verkehrte, geschah einzig und allein aus Stolz. Weil er nicht mehr die erste Rolle spielen konnte, blieb er mürrisch und verdrießlich zu Hause. Zwar konnte er nicht mehr wie früher mit seiner Kutsche und den flinken Braunen prahlen oder sich auf sein prächtiges Vieh und seine fruchtbaren Felder etwas zu gute thun, aber er wußte doch noch immer Alles besser, wie die andern Bauern; auch hatte er einen Anzug vom feinsten Tuche aus dem Untergange gerettet, mit dem er Sonntags prangte. Und wenn die andern Bauern ein paar Kupferstücke in den Schooß der lahmen alten Kathrine warfen, die Jahr aus Jahr ein vor der Kirchenthür saß und bettelte, so warf er mit großem Selbstbehagen ein Silberstück dazwischen, vorausgesetzt, daß die andern es sahen. Aber jene Kupferdreier hatten sicherlich mehr Werth in den Augen Gottes, wenn auch nicht in den Augen der „humpeligen Kathrine", als sein Silberstück.

Die Dorfglocke hatte Mittag geläutet. Das Fuder Korn stand vor dem Hause, die Kühe waren ausgespannt, der Bauer saß mit den Seinen beim Essen, stumm und still; nur die Kinder plauderten harmlos mit dem hungrigen Bello und sprangen mit ihm, nachdem sie das Tischgebet verrichtet hatten,

vor die Thür. Ueberhaupt ist es bei einfachen Leuten ein schlimmes Zeichen, wenn das Essen stumm und still verläuft, ohne daß ein Wort dabei gesprochen wird; es sitzt dann ein Stachel in den Herzen oder es nagt ein Wurm am Familienglücke. Bei der Arbeit kommen sie wenig zusammen und können wenig mit einander sprechen, und daher ist es natürlich, daß es bei Tische recht lebhaft zugeht und man sich über die Erlebnisse und Pläne des Tages in harmlosem Geplauder ausspricht.

Das Gesicht der Frau, die kummervoll auf den schweigenden Mann blickte, verrieth deutlich die Spuren früherer Schönheit. Friede und Ruhe herrschte in ihren Mienen und Bewegungen, aber es war eine Ruhe, wie sie auch dem Gewittersturme folgt. Blätter und Zweige liegen umher, Halme sind geknickt, Bäche und Lachen schäumen vom gelben Regenwasser, und doch thront über der Gegend friedliche Stille und blauer Himmel. So lag es auch auf dem Gesichte der Frau. Bitteres Herzeleid und tiefer Kummer hatten ihm ihre Spuren unauslöschlich eingegraben. Ihr Auge aber blickte seelenvoll uud milde und bürgte dafür, daß sie den Frieden ihres Herzens nicht verlieren würde, wenn auch die ganze Welt neben ihr zu Grunde ginge.

Der Mann stützte den Kopf in die flache Hand und sah ernst und finster auf das karrirte Tischtuch vor sich hin. Endlich begann er mit dünkelhaft aufgezogener Oberlippe: „Da habe ich mich in diesem ver-

fluchten Loche das ganze Jahr geplagt und das reinweg für nichts. Mit dem Roggen kannst Du die Ställe streuen, er ist das Dreschen nicht werth."

„So schlimm wird es doch wohl nicht sein," sagte die Frau sanft. „Der liebe Gott wird uns schon bis zur nächsten Ernte hinüberhelfen."

„Und wenn auch," hub der Mann wieder an, „wovon soll ich denn aber die Pacht bezahlen, die Martini fällig ist? Ich kann mir das Geld doch nicht aus den Fingern saugen."

„Einen Theil können wir doch bezahlen. Ich habe wenigstens Alles gespart, was ich für Milch, Butter und Eier nur bekommen konnte, und so hart ist der Graf auch nicht," sprach sie.

„Du glaubst also wohl," höhnte der Mann, „ich würde bei ihm um Aufschub betteln. Nie und nimmer!"

„Oder wenn wir den Pfarrer mal ansprächen; der hat mir gesagt, wenn wir Rath und Hilfe nöthig hätten, sollten wir nur zu ihm kommen."

„Versprechen und halten sind zwei", lachte der Bauer höhnisch. „Versprechen kann man Alles, das kostet ja nichts. Eine gehörige Standrede, ja, die wird er mir wohl halten, als ob ich mein Unglück selbst verschuldet hätte. Aber aus der Noth helfen, daran ist nicht zu denken! Es heißt nicht umsonst: „Ist ihnen mal die Platte geschoren, ist der Geiz hinein geboren." Dem bleib' nur von der Schwelle."

„Der Herr Pfarrer wird uns helfen, wenn wir ihn ansprechen," tröstete nochmals die Frau. „Und ehe wir das nicht gethan haben, kannst Du nicht so lieblos und ungerecht über ihn urtheilen."

„Daß ich auch so dumm war und in dieses erbärmliche Nest zog, wo man nichts als Unglück und Elend erlebt!" sagte der Bauer ärgerlich und stand auf.

„Sprich doch nicht so, Albert!" sagte die Frau begütigend. „Wir haben in den zwei Jahren nie Hunger gelitten, wir waren, Gott sei Dank! gesund und die Kinder auch, und kein Mensch läßt es uns fühlen, daß wir verarmt sind. Weil Du immer murrst und klagst, machst Du Dir selbst das Leben leid, und je mehr Du Dich gegen die beengenden Verhältnisse sträubst, desto mehr drücken sie Dich. Nur Geduld und Ausdauer, und es wird schon besser werden."

Aber der Bauer hörte nicht mehr. Er war brummend hinausgegangen.

Die Leidenschaft macht blind und der Unzufriedene wird ungerecht gegen Gott und die Menschen.

2.

Führe uns nicht in Versuchung!

Es war einige Wochen nach dieser Unterredung, als der alte Trödler Salomon mit seinem Kasten

langsam durch die herbstlichen Stoppelfelder auf das Dorf zu wanderte.

Ein grüner Regenschirm von Baumwolle, mit messingnem Griffe und messingner Spitze, hing an einem Bindfaden über seinem Rücken. Zwar schien die Sonne noch recht warm, aber wenn es auch nicht regnete, es konnte doch regnen. Der Kasten war zwar nicht groß, aber schwer; dafür barg er aber auch alle möglichen Sachen: Brillen mit Fensterglas, goldene Ohrgehänge von Messing, silberne Kreuze und Weihwasserschälchen von Zinn, massive Brautringe mit Blei inwendig, Nähnadeln und Zwirn, Stopfnadeln und Garn, Stecknadeln und Broschen, seidene Tüchlein und Knöpfe, Stahlfedern und Siegellack, Scheeren und Messer, kurz alle Artikel der kleinen Industrie. Und doch ist der schwere Kasten schon Nebensache bei Salomon geworden. Zwar hat er mit ihm zu handeln angefangen und seine Sara handelt die ganze Judenwoche hindurch mit denselben Artikeln und mit hundert andern. Ihm selbst aber dienen diese kleinen Waaren nur mehr als Vorwand, um ergiebigere Handelsverbindungen anzuknüpfen. Zu dem Ende trägt er in der großen Brusttasche seines fadenscheinigen Rockes eine dickleibige Brieftasche voll von Schuldscheinen, Reversen, Kaufkontrakten, Wechseln, Pfandscheinen, Lotterielosen und ähnlichen Papieren, wie sie eine Judenbrieftasche nur bergen kann.

Auf der Anhöhe vor dem Dorfe blieb er stehen und sah lauernd unter dem großen Schirme seiner

Pelzmütze hervor, wie ein Fuchs, der aus der Röhre seines Baues einen Hühnerhof in Augenschein nimmt. Eine Weile schweifte sein Blick von einem Hause des Dorfes zum andern, bis endlich ein zufriedenes Lächeln sein altes Gesicht noch runzeliger machte.

Er schlug den Weg nach der Pachtung des Müllersbauern ein, denn er hatte diesen schon von fern allein vor seiner Hausthüre sitzen sehen. „Aha," spricht er vergnügt grinzend, „das trifft sich gut. Die Frau wird zur Schulprüfung in das Dorf gegangen sein." Und näher herangekommen, bietet er dem Bauer mit dem süßesten Lächeln guten Tag: „Wie geht es, Freund Müller? Hab' Dich so lange Zeit nicht gesehen. Ist das Leben noch frisch?"

Das Dutzen zwischen Juden und Landleuten beruht vielerorten auf altem Herkommen und auf Gegenseitigkeit.

„Und ich wollte," brummte der Angeredete, „daß ich Dich mein Lebtag nicht gesehen hätte!"

Der Jude überhörte das Kompliment und katzenbuckelte eifrig weiter: „Schönes Wetter heute, sehr schönes Wetter! Wie geht es der Frau und den Kindern? Was bin ich geworden müde! Du erlaubst, Müller, daß ich mich ein wenig zu Dir setze."

„Meinetwegen!" — Der Bauer rückte ein wenig zur Seite und der Jude schnallte seinen Kasten ab.

„Nichts zu handeln, nichts zu kaufen?" fragte Salomon und kramte seine Sachen aus. „Kein

Rasirmesser, keine Brille für die alten Tage, keine Schnupftabaksdose? Nichts, gar nichts?“

Als der Bauer noch bei einem Dutzend anderer Gegenstände hartnäckig mit dem Kopfe schüttelte, schnürte der Jude einen Packen Zeugstoffe los, der oben auf den Kasten geschnallt war, faltete die Stoffe auseinander und hielt sie sich zur günstigen Ansicht vor den Körper.

„Keinen Rock, keine Hose, keine Weste? Kein neues Kleid für die Frau? Nichts, immer nichts? Na, dann aber für die Kinder? Die haben immer etwas nöthig.“

Der Bauer wurde endlich ärgerlich und rief: „Jude, wenn Du nicht bald Deine Siebensachen zusammenpackst, werfe ich Dich mit Deinem Kasten vom Hofe, daß Du acht Tage suchen sollst, ehe Du Deine Gebeine und Deinen Krempel wieder zusammen hast!“

Das half. Der Jude packte Alles wieder ein und sagte entschuldigend: „Na, Müller, nicht so hitzig, ich frage ja nur blos. Der Mensch darf doch fragen. Und es kann doch sein, daß Du was gebrauchst; jeder Mensch hat ja seine Gebräuche.“

„Ich will von Dir nichts haben, und damit basta!“ sagte der Bauer entschieden.

„Also kaufen willst Du heute nichts von mir, Müller,“ fing der Jude wieder an. „Aber hast Du dann nichts zu verkaufen? Keine alte Uhr, keine Silbersachen, keine kupferne Kessel oder Geschirre von Zinn? Ich bezahle den doppelten Werth dafür.“

Der Bauer biß sich auf die Lippen und schüttelte verneinend mit dem Kopfe.

„Keine Iltis- oder Marderpelze, keine seidene Kleider von der Frau? Nichts? Ich bezahle gut."

„Was wir haben, ist uns gerade so viel werth, wie andern Leuten," erwiderte endlich der Bauer stolz.

Ein flüchtiges Hohnlächeln spielte um den Mund des Juden, der recht gut wußte, daß der Bauer nichts mehr besaß, was irgendwie Werth hatte. „Aber Du hast doch ein Kalb, eine Kuh oder sonst etwas zu verkaufen?" fragte er weiter.

„Ja, ein Rind und auch ein Kalb, aber nicht für Dich, Salomon," sagte dieser beißend.

„Na, warum denn nicht? Was Du zu verkaufen hast, ist mir gerade so viel werth wie andern Leuten. Was willst Du für das Kalb?" — Bei diesen Worten schlug er auf seine Hosentasche, worin die Thaler verführerisch klirrten.

Der schlaue Jude wußte seine Leute zu behandeln, und anstatt sich lange mit dem Bauern herumzuzanken, warum er ihm denn das Kalb nicht überlassen wolle, ließ er diesen ruhig da sitzen und schritt auf den Stall zu. Der Bauer folgte ihm denn auch bald, und es dauerte nicht lange, so kam der Jude aus dem Stalle, in der Hand einen Strick und an dem Stricke das blökende und sich sträubende Kalb. Er zahlte dem Bauern fünf blanke Thaler, welche dieser mit scheinbarer Gleichgiltigkeit in die Tasche gleiten ließ. Daran, daß seine Frau das prächtige

Thier selbst aufziehen wollte, um im Frühjahre mit mehr Vortheil eine Kuh zu verkaufen, dachte er nicht.

Nachdem der Jude noch eine Weile gleichgiltige Dinge vorgebracht hatte, schickte er sich zum Abschiede an; plötzlich aber trat er zum Bauern zurück, sah ihm scharf in die Augen und sagte mit leiser Stimme: „Willst Du nicht gern wieder ein reicher Mann werden, Müller?"

Es war dem Bauern, als führe ihm ein elektrischer Strom durch die Glieder. Das war ja gerade der Wunsch, über den er Tag und Nacht brütete und träumte.

„Du kannst wieder reich werden, Müller, steinreich, so wahr ich Salomon Baumberger heiße!" Er zog die dickleibige Brieftasche hervor, klopfte mit der rechten Hand einigemal darauf und sagte: „Hierin sitzt Dein Glück Mann! Ich kann Dich reich machen, reicher als Du gewesen bist. Ich habe heute Nacht von zwei prächtigen Nummern und von zwei großen Gewinnen geträumt; ich träume selten, aber wenn ich mal träume, wird es auch wahr. Ich habe Dein Glück in den Händen, Mann; Du brauchst nur zuzugreifen und nach ein paar Wochen ist der schönste Bauernhof in der ganzen Umgegend Dein Eigenthum. Dann kannst Du sie auslachen, die Dich jetzt über die Achseln ansehen, und fragen, wer mit will."

„Ich habe noch nie etwas gewonnen und werde auch in der Lotterie nichts gewinnen," erwiderte der

Bauer dem beredten Juden. Aber seine Augen sahen lüstern nach der Brieftasche.

„Wer nichts wagt, der gewinnt auch nichts," versetzte dieser. „Hätte der Schreiner Siem kein Loos gehabt, so hätte er die fünfundzwanzig Tausend Thaler auch nicht gewonnen. Und von wem hatte er das Loos anders als von Salomon Baumberger? Gottes Segen bei Salomon Baumberger!"

Das war nun zwar nicht wahr, aber darauf kam es nicht an. Beispiele ziehen. Der Bauer glaubte es und hatte den reich gewordenen „Lord Politur", wie die Bauern den nobel gewordenen frühern Schreiner nannten, oft genug beneidet. Der Jude öffnete die Brieftasche, blätterte hin und her und brachte endlich drei lange Papierstreifen zum Vorschein. Die Augen des Bauern leuchteten vor Verlangen.

„Hier habe ich Dein Glück in der Hand, Müller! Sagst Du ja, so bist Du ein gemachter Mann. Willst Du nicht, so plage Dich zeitlebens wie ein Hund vor dem Karren und sage, Du habest es nicht besser gewollt."

„Aber wenn Du so sicher bist, daß die Nummern gewinnen, warum nimmst Du sie nicht selbst?"

„Gott, du Gerechter!" rief Salomon, durch die vernünftige Frage des Bauern einigermaßen aus der Fassung gebracht, „wie kann ich die Nummern nehmen, die nur für den Mann bestimmt sind, von dem ich in derselben Nacht träume! Sieh nur hier,"

fuhr er fort und präsentirte dem Bauern behutsam und verführerisch die mit allerlei geschnörkelten Buchstaben und Zahlen versehenen Papiere, „immer Glückszahlen! Drei ist eine heilige Zahl, sieben ist eine heilige Zahl, und Null ist das geheimnißvolle Zeichen der Ewigkeit. Dieselben Nummern habe ich im Traume gesehen, und gleich darauf sah ich einen großen Bauernhof, die Ställe voll Vieh und die Scheunen voll Korn, und der Herr Müller wanderte stolz auf dem Hofe auf und ab. „Still!“ sagte ich zu meiner Frau, als sie mich wach rief, „still! Ich sehe den Mann, dem das Glück lächelt, ich sehe ihn, Sara, als ob er lebendig vor mir stände.“ Na, was sagst Du dazu, Müller? Es ist so sicher wahr, als ich das Leben habe.“

Der Bauer Müller starrte den alten Juden und seine Glücksnummern mit glühenden Augen und offenem Munde an.

„Und nun stößt der blinde Mann das Glück muthwillig von sich!“ fuhr dieser ganz langsam und mit großem Nachdrucke fort.

„Was kostet ein Loos?“ fragte der Bauer und streckte beide Hände gierig nach den Nummern aus.

„Hast Du viel Geld im Hause?“ fragte der Jude und zog die Nummern langsam wieder zu sich.

„Viel Geld? Was verstehst Du unter vielem Gelde?“ fragte der Bauer.

„Du kannst ein viertel, ein halbes und ein ganzes Loos bekommen, Du kannst zehn-, fünfund-

zwanzig-, fünfzigtausend Thaler gewinnen, aber darnach mußt Du auch bezahlen. Wie das Kalb, so das Geld. Aber bedenke, Du wirst wieder ein reicher Mann und kannst den Nagelschulten fragen, was er für seinen Hof haben wolle."

Wir wollen das Gespräch nicht weiter verfolgen. Der schlaue Sohn Israels wußte den Stolz und die Geldgier des Bauern so anzureizen, daß dieser in fieberhafter Anstrengung in das Haus eilte und bald darauf mit einem leinenen Beutelchen voll blanker Thaler herauskam.

„Ist die Ziehung noch vor Martini?" fragte er.

„Gewiß, noch vor Allerheiligen, so wahr wie ich Salomon Baumberger heiße," erwiderte dieser, obschon er ganz gut wußte, daß sie erst in den Dezember fiel.

Der Bauer nahm das Loos, die prächtige Nummer 737073, und der Jude strich lächelnd eine für die Verhältnisse desselben bedeutende Summe ein. Als er damit fertig war, sagte er schmeichelnd: „Aber das sage ich Dir, Müller, wenn Du den armen alten Juden vergessen solltest, der Dich zum reichen Mann gemacht hat, und dessen Frau in Band und Garn macht, so bist Du nicht werth, daß ein Hund ein Stück Brod von Dir annimmt."

Der Jude zog mit seinem Kasten und dem störrischen, blökenden Kalbe fort. Er war zufrieden mit seinem Tagewerke. Für das Kalb gab ihm der Wagner Tischer mit Freuden sieben Thaler, da er um

ein Zuchtkalb verlegen war, und braun war dessen Lieblingsfarbe; das Lotterieloos, obschon es ganz richtig und gut war, kostete doch auch nicht so viel, als der Bauer dafür bezahlt hatte. Gewiß, Salomon Baumberger war mit sich sehr zufrieden. Gottes Segen bei Salomon Baumberger!

Unterdessen saß der Bauer noch immer auf der Bank unter dem Fliederbaume, starrte unverwandt auf das Papier in seinen Händen, dessen Buchstaben und Zahlen ihm funkelnd und in bunten Farben vor Augen tanzten, und hatte Alles um sich her vergessen. Glänzende Haufen von Goldstücken, fette Weiden mit glänzenden Kühen, fruchtbare Felder mit wogenden Saaten, Pferde und Wagen und ein großer schöner Hof stiegen zauberisch vor seinem Geiste auf. Aber der leere Beutel lag neben ihm und mahnte ihn an eine schlechte, schändliche That.

Er hatte die Sparpfennige seiner Frau fortgenommen, die sie sich seit einem Jahre fast an dem Munde erspart hatte, um damit einen Theil des Pachtgeldes zu bezahlen.

3.

Am Rande des Abgrundes.

Allerheiligen war gekommen und damit waren die schönen Tage wieder zu Ende. Zwar schien die

Sonne des Mittags noch recht warm und hell auf die leeren Felder und gelbrothen Wälder, aber die Tage wurden immer kürzer und das fahle Gras war des Morgens weiß und steif vom Reife der Nacht. Hier und da bestellte man noch in elfter Stunde die Wintersaaten oder holte die Runkeln und Herbstrüben nach Hause, deren Laub schon dem Froste erlegen war. Die Kinder hinter den Kühen kauerten meist beim hell aufflackernden Feuer, aus dem der würzige Geruch der mehlreichen Bratkartoffeln verlockend emporstieg. Die Kühe und Rinder blieben sich selbst überlassen, denn sie gingen ja nirgends mehr zum Schaden; sie standen da, froren und sahen sich verwundert an, daß man ihnen zumuthen konnte, sich an dem vertrockneten Grase und dem eisigen Reife zu laben.

Doch, der Allerheiligensommer dauert nicht lange; die Kraniche, welche in langen Haken dem gastlichen Süden zueilen, singen ihm mit durchdringender Stimme das eintönige Grablied. Der Himmel überzieht sich aschgrau, die Sonne spielt tagelang Verstecken, der Regen fällt in Strömen und ein scharfer Wind peitscht die bald gelben und rothen Blätter heulend von den frierenden Bäumen.

Es war an einem solchen stürmischen Herbstabende, als der Bauer Müller schweigend und rauchend seiner Frau gegenüber saß. Die Kinder waren schon zu Bette. Draußen heulte und pfiff der Wind aus allen Tonarten und jagte den Regen prasselnd gegen die Fenster. Die trübe Flamme der messingenen Oel-

lampe auf dem Tische irrte unstät hin und her. Kurz, es war ein Wetter, daß man keinen Hund vor die Thüre jagen sollte.

An solchen Abenden ist es recht gemüthlich in der warmen Stube und im Kreise der Familie. Der Ofen schnurrt, Hund und Katze liegen friedlich dahinter, vielleicht auch noch ein kleiner Bube, der ihnen den Platz streitig macht. Je mehr es draußen tobt und stürmt, desto enger fühlt man sich zu einander hingezogen und desto besser fließt die Unterhaltung. Man freut sich, daß man in ein solches Hundewetter nicht hinaus muß, man erzählt, was Einem nicht Alles bei nachtschlafender Zeit in solchem Wetter passiren kann oder passirt ist, und wenn alle Arbeit draußen gründlich aufgehört hat, lassen sich am besten Pläne für das künftige Jahr entwerfen.

Beim Müllersbauern ist es jedoch nicht gemüthlich und herzlich. Der Mann raucht, schweigt und sieht wie ein Dieb vor sich; die Frau näht die Winkelhaken in den Hosen der Buben und den Kleidern der Mädchen wieder zu, denn reinlich und heil müssen die Kinder immer gehen; aber auch sie schweigt, seufzt verstohlen und sieht dann und wann mitleidig auf den verschlossenen Mann. Zwar war seit Jahren die herzliche Offenheit verschwunden und die vertrauliche Liebe erkaltet; auch wußte die Frau, daß es am besten war, den Mann so ruhig schweigen, brüten und sich innerlich verzehren zu lassen, aber heute konnte sie nicht schweigen, denn morgen war Mar-

tini, und gewiß, das fällige Pachtgeld lag dem Manne wie ein Stein auf dem Herzen und sie konnte diese Last erleichtern, denn sie hatte mehr wie die Hälfte des Geldes für Milch und Butter, für Eier und Hühner zusammen gespart. Sie will mit dieser Nachricht die bangen Sorgen aus seinem Herzen verbannen und die Furchen des Unmuths auf seiner Stirn glätten.

Arme Frau! Der Mann denkt nicht an Martini und an die Pacht, sondern an den Juden Salomon und an die Haufen Gold, die derselbe noch immer nicht gebracht hat.

„Sag' mir doch, Albert, was fehlt Dir eigentlich?" fragte die Frau.

„Was mir fehlt?" versetzte dieser und sah verwundert auf. „Mir fehlt gar nichts."

„Das sehe ich besser. Du bist den ganzen Tag in Gedanken, Dir schmeckt kein Essen und Trinken mehr, Du sprichst immer mit Dir selbst und hörst und siehst nicht mehr. Sage es mir doch!"

„Ach, laß mich in Ruhe."

„Aber so sagst Du immer. Du begreifst nicht, wie sehr ich darunter leide, und die Kinder haben von ihren schönsten Jahren gar nichts, denn ihr Vater gönnt ihnen kein freundliches Wort und kein freundliches Gesicht. Wenn Dich etwas drückt, so sage es mir, und ich will mit daran tragen."

„Bekümmere Du Dich um Deine Sachen. Was mir im Sinne liegt, davon hast Du doch keinen Verstand."

„Aber früher haben wir doch oft etwas zusammen überlegt, und seitdem das nicht mehr geschehen ist, ist der Friede und das Glück von uns gewichen."

„Wenn Du sie festhalten konntest, warum hast Du sie nicht festgehalten?"

„Albert, ich kann nicht scherzen, ich möchte gern weinen. Hättest Du mir immer gesagt, was Dir fehlte, wir wären so weit nicht gekommen."

„Also ich habe es gar in Schuld, daß wir uns hier in diesem Binsenloche auf Lehmboden und Faulschiefer wie Hunde abplagen müssen und obendrein fast verhungern."

„Albert, Du bist ungerecht gegen Gott und die Menschen. Es ist wahr, ich habe es veranlaßt, daß wir hierher gezogen sind, aber erst da, als wir beide nicht mehr wußten, wo ein und aus. Und Gott hat uns hier nicht verlassen, denn es ist uns besser gegangen, als wir hoffen konnten. Auch die Leute sind gut gegen uns, aber Du sprichst mit keinem Menschen und schließt Dich ganz ab. Das ist nicht gut, glaube mir nur."

„Und wenn ich früher in die Stadt ging und Gesellschaft suchte, da war es erst recht nicht gut. Du weißt nicht, was Du sprichst. Als ich wollte, da sollte ich nicht; jetzt soll ich, aber nun will ich nicht. Ich will mich nicht von dem dummen Volke hier auslachen lassen."

„Albert, wir wollen davon aufhören. Aber morgen ist Martini.“

Der Mann fuhr auf, als ob ihn eine giftige Natter gestochen hätte. „Ja, morgen ist Martini und ich kann die Pacht nicht bezahlen, und übermorgen kann man uns wie Bettler auf die Straße setzen. Oh, ich könnte vor Wuth Alles zusammenschlagen, wenn ich daran denke. Die Großen mästen sich vom Schweiß der geringen Leute und saugen ihnen das Blut unter den Nägeln weg! Es gibt keinen gerechten Gott mehr im Himmel oder es muß anders werden!“ Mit geballter Faust schlug er auf den Tisch bei dieser Gotteslästerung, seine Zähne knirschten vor Wuth und sein Gesicht nahm den entsetzlichen Ausdruck an, als ob ein sinnloser Verbrecher in rasender Verzweiflung seine Ketten zersprengen will.

Die Frau weinte still in sich hinein. Endlich hob sie wieder an: „Albert, versündige Dich nicht! Fasse wieder Muth und gib nicht gleich Alles verloren. Sieh nur, ich habe über die Hälfte des Pachtgeldes aus den Milch- und Buttergroschen erspart. Warte nur!“

Die gute Frau sprang auf und eilte in die Nebenkammer, um das Geld aus der Kofferbeilade zu holen.

„Hier bleibst Du! Ich sage Dir, Du bleibst hier!“ brüllte ihr der Mann noch nach, aber sie hörte es kaum.

Ein gellender Schrei ertönte; sie hatte den leeren

Geldbeutel in der Hand. Bleich vor Schrecken kam sie zurück, tausend Gedanken flogen ihr durch den Kopf, aber so wie sie das schuldbewußte Gesicht ihres Mannes sah, war ihr sofort Alles klar. Er saß da wie ein Bube, den der ernste Vater wegen der ersten Lüge zur Rede stellt.

„Du hast das Geld weggenommen!“ rief sie.

Der Bauer wagte nicht aufzusehen und zu antworten. Aber Schweigen ist auch eine Antwort.

„Wo hast Du das Geld gelassen?“ fragte sie mit einer Entschiedenheit, die man ihr nicht zugetraut hätte. Das empörte Gefühl und das Bewußtsein des Rechtes gab der sanften Stimme eine Kraft, welcher der Bauer eben so wenig widerstehen konnte wie der überführte Knabe der aufgehobenen Zuchtruthe des Vaters.

„Ich bin das Hundeleben leid,“ sagte er verstockt. „Halten oder brechen! Ich habe für das Geld ein Lotterieloos von Salomon Baumberger gekauft.“

Es war der Frau, als ob man sie mit eiskaltem Wasser übergossen hätte. Hätte der Mann das sauer ersparte Geld buchstäblich weggeworfen, sie hätte nicht mehr empört darüber werden können. Werfen wir keinen Stein auf sie, wenn sich das beleidigte Gefühl in bittern Worten Luft machte. Jahre lang hatte sie gearbeitet, gespart und zusammengehalten, ohne daß eine Klage über ihre Lippen gekommen war. Mit Sorgen war sie aufgestanden und mit Sorgen hatte sie sich zu Bette gelegt. Ganz allein hatte sie ihr

Leid getragen; die Liebe ihrer Kinder war ihr einziger Trost gewesen. Trockenes Brod hatte sie mit ihnen gegessen, um ihren Antheil an den gemeinschaftlichen Sorgen abzutragen, und nun hatte der Mann muthwillig die Arbeit eines ganzen Jahres vernichtet, gerade wie der leichtsinnige Knabe das Nest zerstört, an dem der Vogel Wochen lang vom Morgen bis zum Abend zusammengetragen und gebaut hat. Nein, das war mehr, als sie ertragen konnte. Ihr Mann wußte recht gut, daß der Herbst schlecht ausgefallen war, aber anstatt muthig dem Unglück die Stirn zu bieten, hatte er sinnlos den Damm eingerissen, der die Wogen der drohenden Noth noch hemmen konnte.

Uebermannt von Kummer und Enttäuschung sank das arme Weib auf einen Stuhl und brach in krampfhaftes Schluchzen aus. Der Mann fühlte das ganze Gewicht seiner Schuld, und je heißer die Thränen des Weibes rannen, desto wilder tobte die Verzweiflung in seiner Brust und desto höllischer grinsten die Geister der Schuld und Reue vor seinem Geiste. Ja, er hatte das Lebensglück des Weibes vernichtet. Aber es war nicht die Reue, welche reinigt, stärkt und aufrichtet, sondern die hoffnungslose Reue der Verzweiflung, welche sich selbst vernichtet und zerfleischt. Hätte er es gekonnt, er würde in diesem Augenblicke den Erdball unter seinem Fuße zermalmt haben. Mit einem gräßlichen Fluche eilte er hinaus.

Die Frau saß noch immer vor dem Tische und weinte. Sie blickte auf. Wo war ihr Mann? Eine

unsägliche, fürchterliche Angst überfiel sie. Draußen aber heulte der Sturm immer schärfer und der Regen schlug an die Fenster, als hätte er sie aus dem schmerzlichen Hinbrüten aufwecken wollen. Die Lampe war immer kleiner gebrannt und der dunkelrothe verkohlte Docht konnte die zuckende Flamme nicht lange mehr halten. Es war recht unheimlich in der Stube. Die Frau konnte es nicht mehr darin aushalten, wie mit unsichtbaren Händen trieb es sie plötzlich hinaus.

„Albert!“ rief sie mit ängstlicher Stimme. Nur das Heulen des Windes ertönte als Antwort. Sie eilte durch die Küche und rief, sie lief in die Schlafkammer, überall keine Antwort. Von unsäglicher Angst gejagt, flog sie zur Tenne und wiederholte ihren Ruf. Sie glaubte ein schwaches Seufzen und Stöhnen zu vernehmen. Doch, es war gewiß der Wind oder das Vieh im Stalle. Aber es ließ ihr keine Ruhe mehr. Sie holte in fieberhafter Aufregung die Lampe aus der Stube, und da — wer beschreibt ihr Entsetzen! — sieht sie beim düstern Schimmer des Lichtes ihren Mann an der Leiter hängen, die zum Boden führte. Ein greller, herzzerreißender Schrei, das Licht entfällt ihrer Hand und erlischt, und sie selbst sinkt vor Schrecken gelähmt zusammen. Doch nur für einen Augenblick; Gott gibt ihr Kraft. Sie ermannt sich wieder, fliegt zur Küche und holt ein Messer; schon ist sie auf der Leiter, und im nächsten Moment fällt der losgelöste

Körper auf die darunter befindliche Strohlage. Sie befreit den Hals von der fürchterlichen Schlinge und trägt darauf den schweren Mann in die Stube, denn die entsetzliche Angst verleiht ihr Geistesgegenwart und Riesenkraft. Sie reißt ihm die Kleider auf, sie besprengt ihn mit Essig, sie reibt seine Brust mit einem wollenen Lappen, sie weint, zittert und betet. Ihr Herz pocht hörbar in der Brust, als wollte es diese zersprengen. Aus der Tiefe des Herzens ringen sich feurige Gebete zu Gott um Gnade und Erbarmen; sie lauscht mit angehaltenem Athem, ob das Leben schon gänzlich entflohen ist. Auch der Wind hört einen Augenblick auf zu toben; es ist stille, ganz fürchterlich stille in der dunkeln Stube. Doch horch, er stöhnt, er athmet, er bewegt sich, er lebt. Und was der tödtliche Schrecken nicht vermochte, bewirkt die Freude; die Frau sinkt ohnmächtig zusammen, aber ihre Lippen stammeln leise Worte des Dankes gegen Gott.

So lag sie da eine lange, lange Weile. Die Stimmen der Kinder riefen sie in's Leben zurück. Der Mann liegt am Boden und athmet schwer und unregelmäßig. Sie beruhigt die Kinder, sie küßt und bekreuzt sie. Sie schlafen bald wieder ein, denn sie ahnen nicht, welch' gräßliches Unheil die milde Vaterhand Gottes von ihnen abgewendet hat. Darauf eilt sie zurück und zündet das Licht wieder an.

Das Gesicht des Mannes ist blutroth und aufgedunsen, die Augen stehen weit aus ihren Höhlen,

die Zunge tritt aus dem krampfhaft verzogenen Munde, der vielleicht zuletzt eine gräßliche Verwünschung gegen Gott und die Menschheit ausgestoßen hat. Wild und mit glanzlosen Augen stiert er das treue Weib an, das ihn dem Tode des Leibes und der Seele entrissen hat. Ein kalter Schauer überrieselt sie bei diesem Anblicke. Doch, es ist immer ihr Mann; sie entkleidet ihn und legt ihn zu Bette. Vielleicht hat sie ihn zu der unseligen That getrieben, da sie ihm so scharf in das Gewissen geredet hat. Daher doppelter Dank gegen Gott, der sie vor der entsetzlichen Mitschuld und die unmündigen Kinder vor Schmach und Schande bewahrt hat.

Dies war die gräßlichste Nacht, welche die Frau je erlebt hat. Sie war am andern Morgen um ganze Jahre gealtert.

Als der Pastor am andern Morgen das heilige Meßopfer darbrachte, hat gewiß kein Mensch feuriger gebetet als das treue Weib des verkommenen Bauern. Sie folgte dem Geistlichen in das Pfarrhaus und klagte ihm ihre augenblickliche Noth und ihr jahrelanges Leid. Sie sprach einfach und wahr, aber beredter wie ihre Worte war der Schmerz und Kummer, der so deutlich aus ihren bleichen, abgehärmten Zügen sprach. Nur das Eine, das Gräßliche erzählte sie nicht; nein, das wird nie über ihre Lippen kommen, das wird sie mit sich in's Grab nehmen. Der Pfarrer tröstete sie in ihrer tiefen Trauer und versprach, er wolle gleich selbst an dem Hause des Bauern vorbeikommen.

Er hielt Wort. Als er in die Stube trat, saß der Bauer hinter dem Ofen; er sah blaß und blau im Gesichte aus und hatte ein dickes Tuch um den Hals gebunden, denn er hatte sich erkältet, wie er sagte. Er zitterte beim Anblicke des Geistlichen wie Espenlaub und hätte vor Scham in die Erde sinken mögen.

„Sagt' mal, Müller," fragte der Pastor ernst, nachdem die Kinder die Stube verlassen hatten, „warum habt Ihr das Geld so leichtsinnig weggeschleudert, wo Ihr es doch so nöthig hattet?"

„Ich will Geld, viel Geld gewinnen und damit aller Noth ein Ende machen."

„Und wer bürgt Euch denn dafür, daß Ihr gewinnen werdet?"

„Das weiß ich; der alte Salomon hat es geträumt. Beim Schreiner Siem hat er dasselbe geträumt und der hat gewonnen; warum soll ich das nicht auch können? Der hat das Glück doch nicht gepachtet."

„Gewiß nicht, aber der Jude Salomon auch nicht. Weil Ihr gern gewännet, glaubt Ihr, Ihr müßtet auch gewinnen. Und warum sollt Ihr gerade unter den vielen tausend Nummern gewinnen?

„Aber ich kann doch gewinnen."

„Gewiß. Wenn man oben vom Kirchthurme springt, kann man auch glücklich unten ankommen, aber trotzdem läßt man es bleiben. Was geschehen kann, wird deshalb noch nicht geschehen, aber so viel

will ich Euch sagen, wenn Ihr so fortfahrt, werdet Ihr Eure brave Frau und Eure armen Kinder noch bodenlos unglücklich machen."

Und nun folgte eine strenge Ermahnung, worin der entrüstete Seelsorger dem Bauern alle Unfälle aufzählte, die er durch seine eigene Thorheit, durch seinen Stolz und seinen hochmüthigen Dünkel, über seine Familie gebracht hatte. Er legte wie mit einem scharfen Messer die Seelenwunde ohne Schonung bloß, er erinnerte ihn an die Worte, die er vor langen Jahren zu ihm gesprochen hatte, als er als Bräutigam der blühenden Jungfrau vor ihm gestanden hatte: „Ihr könnt den Himmel auf Erden haben, wenn Ihr nur wollt. Euer schlimmster Feind aber ist das stolze Herz, das Euer Glück und Eure Zufriedenheit untergraben kann, und die größte Gefahr für Euch der hochmüthige Sinn, der überall glänzen will. Das wahre Glück ruht in Eurer Brust, nicht in den Augen der Menschen." Ja, dieser Feind hatte gesiegt. Mit unbarmherziger Hand brach der würdige Geistliche ein Luftschloß nach dem andern ab und zeigte ihm das Fundament seines Glückes, Arbeit und Zufriedenheit.

Anfangs schienen die herzlichen Ermahnungen des würdigen Seelenhirten bei dem Bauern ein taubes Ohr zu finden, ja, er biß sogar die Lippen vor Wuth zusammen, daß seine Frau den „verfluchten Pfaffen" in die Sache gezogen hatte. Als aber kein Vorwurf wegen des versuchten Selbstmordes erfolgte, ja, als

er aus dem ganzen Gespräche inne wurde, daß der Pfarrer von dem nächtlichen Vorfalle gar nichts wisse, da dämmerte wieder in seiner Seele das längst ertödtete Bewußtsein auf, was für einen Schatz er an seinem Weibe habe. Die zusammengepreßten Lippen lösten sich; er wurde weich und die Thränen traten ihm in die Augen. Der Abgrund, an dessen Rande er gestanden, war zu tief, um sich denselben verbergen zu können, und die Ueberzeugung, daß er sein Elend selbst verschuldet habe, begann schon hier und da die Hülle der Selbstgefälligkeit und des Dünkels zu durchbrechen.

„Statt den sichern Weg der ehrlichen Arbeit einzuschlagen," fuhr der Pfarrer fort, „hascht Ihr nach dem blinden Zufalle und brütet unthätig darüber nach. Glaubt mir, es war kein Glück für unser Dorf, als der Schreiner Siem die fünfundzwanzigtausend Thaler gewann. Seitdem hat die Sucht nach leichtem Gewinne wie eine ansteckende Krankheit um sich gegriffen, der unersättliche Rachen des Glücksspiels verschlingt im Augenblicke die Frucht der langsamen, sauren Arbeit; man träumt, statt die Hände zu regen, man baut sich Luftschlösser und läßt die Hütte zerfallen und manches Familienleben krankt unheilbar an der Lotterie-Epidemie. Euch hat der Stolz dazu verleitet, und der Stolz kann Euch noch weiter bringen. Im Winter sitzt Ihr zu Hause und legt die Hände in den Schooß; Ihr seid zu stolz, um wie die andern kleinen Bauern für Geld Hacke und

Schaufel zur Hand zu nehmen. Das ging auf dem Müllershofe, aber hier nicht. Der vorige Pächter ist wohlhabend geworden, aber er verdiente auch die geringe Pacht durch die fleißige Arbeit im Winter. Aus purem Stolze seid Ihr träge. Aber Ihr seid aus Stolz auch dumm. Statt den stolzen Nacken zu beugen und ehrliche Leute um ein Darlehen oder den Rentmeister um Aufschub zu bitten, stürzt Ihr Euch Wucherern und Geldschlächtern in die Hände, baut auf den Zufall, laßt muthlos die Arme hängen, murrt gegen Gott und die Menschen und macht Frau und Kindern das Leben zur Qual. Mitleid kann Niemand mit Euch haben, und ginget Ihr auch am Bettelstabe, denn Ihr habt es nicht besser gewollt, aber für Eure brave Frau und für die unschuldigen Kleinen thut es mir leid. Sie verdienen ein besseres Loos. Ich habe einen Abscheu gegen jedes Glücksspiel, mag es heißen wie es heißt, und damit Ruhe und Friede hier zurückkehre, will ich Euch das weggeworfene Geld für das Loos zurückgeben und, was noch daran fehlt, ohne Zinsen vorstrecken, damit Ihr erst mal die Pacht bezahlen könnt. Wollt Ihr das, so kommt morgen zu mir und fangt mit dem neuen Pachtjahre auch ein neues Leben an."

Damit verließ der Pastor das Haus. Seine gründliche Lection schien geholfen zu haben, denn am andern Morgen brachte der Bauer das Loos, welches der Pastor verächtlich zur Seite warf, und holte sich das Pachtgeld. Da stellte sich denn auch heraus, daß

sich der alte Salomon noch ein gutes Stück Geld für die „Provision", wie er das nannte, zu dem Betrage des Looses hatte hinzubezahlen lassen.

4.

Unverdientes Glück und unerwarteter Edelmuth.

Etwa einen Monat später kam der alte Salomon eines Tages in aller Herrgottsfrühe in die Pächterwohnung hereingestürmt und fragte außer Athem: „Wo ist er? Wo ist Euer Mann? Wo ist der Herr?" Obschon es bitter kalt war, setzte er doch seine sogenannte Pelzmütze ab und trocknete sich die dicken Schweißtropfen von seinem kahlen Schädel; beide, sein Schädel und seine abgeschabte Pelzmütze, waren nämlich mit Haaren sehr spärlich besetzt.

Es mußte etwas Außergewöhnliches vorgefallen sein, denn der Jude trug weder seinen Kasten noch den unvermeidlichen Regenschirm, mit denen er doch sonst verwachsen zu sein schien.

Der Bauer war in der Scheune und schnitt Futter für die Kühe. Die Frau stand am Butterfasse, während die Kinder um den Ofen herum saßen und bunte Bohnen aushülsten. Die Frau sah den Juden, der so viel Unglück über das Haus gebracht hatte, verächtlichen Blickes an und sagte: „Was soll

mein Mann? Ihr habt mit meinem Manne nichts zu schaffen."

„Frau, Ihr wißt nicht, was Ihr sagt," erwiderte Salomon und nahm sich einen Stuhl. „Wo ist das Loos? Ich muß das Loos haben. Frau, freut Euch, tanzt und jubelt, ich bringe Euch Glück, mehr Glück als Ihr denken könnt."

„Ihr habt noch nichts wie Unglück über unser Haus gebracht," versetzte die Frau entschieden. „Es wäre mir lieb, Salomon, wenn Ihr ginget."

„Gott du Gerechter!" rief der Jude und sprang auf. „Wenn die Frau nicht närrisch ist, dann weiß ich es nicht. Ich bringe ihr Glück, unbändiges Glück und sie jagt mich zur Thüre hinaus wie einen fremden Hund!"

In diesem Augenblicke trat der Bauer herein. Der Jude sprang auf ihn zu, griff ihn bei den Knöpfen seines Wammses und sagte: „Müller, was ich Dir gesagt habe, Du bist ein reicher Mann, ein steinreicher Mann! Wahr und wahrhaftig! Du brauchst mich nicht so anzuglotzen wie die Kuh eine neue Stallthür! Ich will nicht lebendig hier von der Stelle gehen, wenn es nicht wahr ist! Gib mir das Loos und ich bringe Dir das Geld, so wahr ich Salomon Baumberger heiße. Aber vergiß dann den armen Juden nicht, der für das tägliche Brod mit seinem Kasten durch Wind und Wetter laufen muß! Doch, der reiche Herr Müller war immer ein schneröser Mann, der sich nicht lumpen ließ. Na, wahrhaftig!"

Der Bauer Müller war so betroffen, daß er kaum ein Wort sprechen konnte und sah den beredten Juden mit weiten Augen und offenem Munde an. „Ist ein Gewinn auf das Loos gefallen?“ stieß er endlich heraus.

„Du fragst noch? Gewiß, der Gewinn, von dem ich geträumt habe. Zehntausend Thaler!“

Das Gesicht des Bauern wurde immer länger und bleicher; er zitterte am ganzen Leibe und faßte krampfhaft eine Stuhllehne, als wollte er sie zerquetschen.

„Essig, Frau, Essig her!“ schrie der Jude. „Euer Mann fällt vor Freude in Ohnmacht. Gott du Gerechter! wenn ich doch auch mal so eine Ohnmacht bekäme!“

„Ich habe das Loos nicht mehr,“ stotterte der Bauer. „Ich habe es aus Noth dem Pfarrer überlassen müssen.“

„Verkauft? Müller, was bist Du doch gewesen für ein dummes Thier! Man setzt ihm den Brei vor und gibt ihm den Löffel in die Hand, aber anstatt zuzugreifen wirft er den Löffel fort und verhungert! Nun wird sich der Pfarrer mit dem Gelde gütlich thun, das Dir ehrlich zukam. Mir ist es ganz einerlei, denn der Pfarrer wird mich auch wohl belohnen, der ist so nicht; aber ich würde mit dem Schädel gegen die Wand rennen, wenn ich so dumm wäre wie Du. Zehntausend Thaler!“

„Aber ich kann doch beweisen, daß das Loos

mir gehört!“ sagte der Bauer mit vor Wuth zitternder Stimme. Aller Unmuth und Groll, der in seinem Herzen saß, vereinigte sich gegen den greisen Seelenhirten.

„Renne nur mit Deinem dummen Schädel gegen die Wand, Müller! Mehr ist er doch nicht werth,“ höhnte der Jude weiter. „Gewiß, das Loos hat Dir gehört, und der Müllershof hat Dir früher auch mal gehört, aber beide gehören Dir jetzt nicht mehr. Du sagst ja selbst, daß der Pfarrer das Loos gekauft und bezahlt hat, und daher gehört ihm das Loos und der Gewinn so gut, wie dem Nagelschulten der Müllershof. Aber so geht es immer, wenn man ein Loos verkauft. Hättest Du das Loos behalten, so wärest Du jetzt ein reicher Mann. Laß es Dir gut gehen, mein lieber Müller, ich habe keine Zeit mehr, ich muß zum Pfarrer.“

Der Bauer stieß einen fürchterlichen Fluch aus und seine Augen rollten wild im Kopfe. Er riß sein Halstuch los, das ihn zu beengen schien, und sein Gesicht war vor Wuth gräßlich verzerrt. Er ergriff eine Axt und stürzte mit dem Ausrufe: „Dann möge Gott ihm gnädig sein!“ wie wahnsinnig zur Thür hinaus. Die arme Frau fiel bei diesem Anblicke in Ohnmacht, und die Kinder schrieen aus voller Kehle, weil sie meinten, die Mutter wäre todt, und weil das schwere Butterfaß dem kleinsten Mädchen auf den Fuß gerollt war und das Kind über und über mit Rahm bedeckt hatte.

Die Geister der Rache und Geldgier trieben unterdessen den leidenschaftlichen Mann pfeilschnell vorwärts, so daß ihm der Jude kaum folgen konnte. Er schlug den geradesten Weg über Hecken und Gräben ein, sprengte die Lattenthür des Pfarrgartens mit dem Fuße und eilte in voller Wuth auf das Wohnhaus zu. Erst auf dem Pfarrhofe holte ihn der Jude ein, hing sich an die Schöße seines Wammses, ließ sich eine Strecke fortschleppen und rief aus Leibeskräften: „Was willst Du thun? . . . Müller, um Gotteswillen, begehe keinen Mord! . . . Denke an die Polizei, denke an Frau und Kinder! Auwaih geschrieen, Auwaih! Hilfe, Leute, Hilfe! Haltet den Mörder! Er ist rasend wie ein toller Hund und wird den Pfarrer ermorden, so wahr ich das Leben habe."

In diesem Augenblicke trat der Pfarrer, der das Geschrei des Juden gehört hatte, aus der Thür und sah voll Verwunderung den sonderbaren Auftritt und den ungleichen Streit. So wie der Bauer den Pfarrer erblickte, der ihm, wie er meinte, sein Glück gestohlen und geraubt hatte, kochte sein Blut vor Wuth und Rache. Ein gräßlicher Fluch erscholl. Ein gewaltiger Ruck, und der Jude taumelte hinterrücks zur Erde und hielt die abgerissenen Schöße des Wammses in der Hand, ein Augenblick, und die scharfe Axt fuhr sausend an dem Kopfe des Pfarrers vorbei und bohrte sich tief in die Hausthüre, so daß der Stiel noch lange zitterte und bebte.

Der Pfarrer fuhr entsetzt zur Seite, während

der Jude sich noch im Schnee herumkugelte und ein Auwaih über das andere schrie. In diesem Augenblicke sprang der kräftige Knecht des Pfarrers herbei, stürzte sich auf den wüthenden Bauern und umklammerte ihn wie mit eisernen Armen.

„Halte ihn fest, Anton, halte ihn fest, sonst sind wir alle todte Leute. Er ist so toll wie ein Hund, und wenn Gott nicht den Stahl vom Kopfe des Pfarrers abgelenkt hätte wie das Opferschwert Abrahams vom Haupte Isaaks, so wäre er jetzt so todt wie ein Stück Holz. Halte ihn fest, er ist rein von Sinnen!“ So ermunterte der furchtsame Jude.

„Mein Loos her! Mein Loos will ich wieder haben!“ rief der Bauer vor Wuth schäumend dem Pfarrer zu und versuchte mit allen Kräften, sich loszureißen.

Auch der Pfarrer trat jetzt näher und fragte mit erschreckter Stimme: „Müller, was fehlt Euch? Ist ein Unglück oder Verbrechen vorgefallen?“

„Ja, ein schändliches Verbrechen! Man hat mich betrogen, bestohlen, beraubt, und Sie sind der Dieb, der Betrüger! Aber ich will mein Geld wieder haben, oder . . . .

„Hört nicht mehr auf ihn, hochwürdiger Herr!“ sagte der Jude und trat entblößten Hauptes näher. „Er ist von Sinnen, rein von Sinnen!“

Der Bauer versuchte nochmals, sich loszureißen, aber die nervigen Arme des starken Burschen umklammerten ihn fest und fester. Um seiner Wuth

einen Ausweg zu verschaffen, stieß er nach dem Juden mit den Füßen.

„Ich armer, geschlagener Mann!“ jammerte dieser. „Erst tritt er sein Glück mit Füßen und nun auch noch mich armen ehrlichen Juden. Der leibhaftige Teufel ist in ihn gefahren, so wahr wie ich Salomon Baumberger heiße.“

„Was ist vorgefallen, Salomon?“ fragte der Geistliche den Juden, da er wohl einsah, daß er den geschwätzigen Alten am Sprechen lassen mußte.

Der Jude erzählte nun umständlich die ganze Geschichte, von seinem Traum an bis zu der Freude, die er gehabt habe, als gestern die Nachricht von dem Gewinne angekommen sei. Da er aber das Loos verkauft habe, so sei der Bauer bei dieser Neuigkeit so in Wuth gerathen, daß er gedroht habe, den Pfarrer zu ermorden, worüber denn seine Frau in Ohnmacht gefallen oder vor Schrecken gestorben sei. Hätte er, Salomon Baumberger, und der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs nicht über das Leben des Pfarrers gewacht, so strömte jetzt wahrhaftig sein Blut röchelnd zur Erde oder er wäre gar ein armer, todter Mann.

„Du lügst, Schurke!“ rief der Bauer, welcher fürchtete, daß die Aussagen des Juden ihn mit der Polizei in unangenehme Berührung bringen könnten.

„Na, schauen Sie, hochwürdiger Herr, ob ich lüge,“ versetzte dieser. „Sag' Müller, hat denn der Wind die Axt so tief in die Hausthür gejagt?“

„Mäßigt Eure Wuth, Müller!“ sagte der Geistliche in strengem Tone. „Das böse Gewissen spricht aus Euch, und das liebt die Wahrheit nicht. Also das war der Dank, den Ihr mir neulich versprochen habt, als ich Euch aus der Noth half; und die Besserung, die Ihr damals gelobtet, besteht darin, daß Ihr fast aus einem leichtsinnigen Verschwender ein verruchter Mörder geworden seid! Es hängt nur von mir ab, und Ihr werdet sofort gefangen abgeführt; aber dann würde Eurem braven Weibe das Herz brechen und Eure unschuldigen Kinder unter dem Vorurtheile der Welt elendiglich verkümmern.“

„Gnade, Gnade!“ stammelte der erschrockene Bauer. Schimpf und Schande, die drohend über seinem Haupte hingen, beugten seinen stolzen Sinn.

„Laßt ihn los, Anton,“ sagte der Geistliche, „und haltet vorläufig reinen Mund von dem Auftritte. Es soll von dem Betragen des Bauern abhängen, ob wir ihn dem Gerichte überliefern. Jetzt kommt, um zu sehen, ob die arme Frau nicht unserer Hilfe bedarf.“

Die Frau lag noch immer bewußtlos am Boden. Die Kinder schrieen und weinten, da sie glaubten, ihre Mutter sei todt. Mit vieler Mühe brachte man sie in's Bewußtsein zurück. Während der Pfarrer sich noch Mühe gab, sie zu beruhigen, hob der Jude wieder an: „Das Loos kommt Ihnen ehrlich und mit Recht zu, hochwürdiger Herr! Sie haben es gekauft und bezahlt, und wer es besitzt, dem wird der

Gewinn ausbezahlt. Der dumme Bauer hat sein Glück verschleudert wie früher sein Geld, seinen Hof, sein Vieh und seine Aecker. Geben Sie mir nur das Loos; ich bin ein ehrlicher Jude und werde Ihnen noch heute das Geld bringen, aber vergessen Sie dann auch den alten Salomon nicht, der Tag für Tag mit seinem Kasten durch Wind und Wetter laufen muß und dessen arme Frau unterdessen im kalten Winkelchen stehen und in Band und Garn machen muß für's liebe tägliche Brod."

„Hört Ihr, Müller, daß das Loos mein Eigenthum ist?" unterbrach der Pfarrer den Redefluß des Juden.

„Das ist die Schuld meiner Frau," rief der Bauer, der sich kaum bezwingen konnte. „Sie wollte es ja nicht glauben, daß das Loos gewinnen würde und daß wir wieder einen ordentlichen Hof und eine anständige Wohnung beziehen könnten."

„Eine anständige Wohnung, drei Schritte lang und zwei Schritte breit, mit einem Riegel vor der Thüre und Eisenstäben vor den Fenstern, im Gefängnisse oder im Narrenhause!" höhnte der Jude.

„Schweigt!" rief der Priester ernst. „Der Hohn ist grausam und treibt nur tiefer in's Verderben."

Darauf wendete er sich milde zu der Frau und ihrem Manne mit den Worten: „Tröstet Euch, ich habe das Loos einzig und allein genommen, damit hier Ruhe und Frieden zurückkehren sollten, die aus dem Hause gewichen waren. Meinen Vortheil habe

ich nicht dabei gesucht und an einen Gewinn gar nicht gedacht. Ich stehe allein in der Welt und obendrein mit einem Fuße im Grabe. Was soll ich also mit dem vielen Gelde anfangen? Ihr könnt Euer Loos zurückbekommen, aber ich werde vorher einige Bedingungen machen, damit sich das Glück nicht in Unglück für Euch verwandele."

„Gott, welch ein Mann!" rief der alte Salomon und schlug vor Erstaunen die Hände zusammen. „Zehntausend Thaler wegzuwerfen! Welch ein dummer, welch ein goldener Mann! Er wagt das Geld auf eigene Gefahr und überläßt den Gewinn diesem hitzigen Mordmenschen. So etwas ist noch nicht dagewesen, so lange die Welt steht. Ja, man sagt nicht umsonst: Die Klugen sorgen für sich selbst und unser Herrgott für die Dummen. Befehlt ihm doch, gnädiger, hochwürdiger Herr, daß er den alten Salomon nicht vergißt!"

„Ich hatte gedacht," fuhr der Pfarrer fort, ohne auf den Juden zu achten, „Euer Hochmuth sei neulich schon gebrochen gewesen, als ich Euch aus der Noth helfen mußte, aber ich habe mich geirrt. Damit nun der Teufel des Hochmuths nicht auch diesen Gewinn verschlinge, den Euch Gottes Güte zugewandt hat und den Ihr so wenig verdient habt, müssen wir einen neuen Rückfall verhüten. Das Loos ist für die Sparpfennige der Frau gekauft, und daher gehört der Frau und den Kindern auch der Gewinn; Eure Frau ist Herr über das Geld, und

nicht Ihr, Müller. Damit Ihr aber nicht denkt: „„Was die Frau besitzt, ist so gut, als wenn es mir gehörte; mag die Frau Herr über das Geld sein, ich bin aber Herr über die Frau,““ so bestimme ich ferner, daß das Geld so verwandt und angelegt wird, wie ich es für gut finde, und daß zu jeder größeren Ausgabe erst meine Erlaubniß eingeholt wird. Nur unter diesen beiden Bedingungen werde ich Euch den Gewinn, den mir kein Mensch in der Welt streitig machen kann, überlassen. Seid Ihr damit einverstanden, Müller?“

Ehe der Bauer „Ja“ nicken konnte, rief der Jude: „Will er nicht, hochwürdiger Herr, so gebt mir das Geld; ich will meiner alten Sara unterthänig sein, bis wir beide kommen in Abrahams Schooß. Gewiß und wahrhaftig!“

Der Pfarrer, welcher die Leidenschaft, woran der Bauer krankte, von Anfang an richtig erkannt hatte, hatte auch das richtige Heilmittel verordnet. Es war eine bittere Pille für denselben, seinen stolzen Nacken beugen und sich gleichsam unter die Vormundschaft seines Weibes begeben zu müssen. Aber der unerwartete Edelmuth des Pfarrers wirkte auf das Haupt des leidenschaftlichen Mannes wie glühende Kohlen. Mit Thränen der Rührung in den Augen erklärte er sich mit Allem einverstanden, mit gesenktem Kopfe hörte er zerknirscht die Ermahnung an, die der Pfarrer jetzt an ihn richtete, und wie zustimmend nickte er mit dem Kopfe, als derselbe die Gewalt der

Leidenschaften schilderte, die ihn beinahe zum Mörder gemacht hätten.

„Und früher einmal fast zum Selbstmörder, hochwürdiger Herr," stieß Müller jetzt krampfhaft schluchzend heraus und warf sich dem Geistlichen zu Füßen, seine Hände mit Küssen bedeckend.

Durch dieses beschämende Selbstbekenntniß war der Stolz des Bauern gebrochen, das Gute in seiner Seele bekam die Oberhand über die Leidenschaft, der Bauer Müller war gerettet. Unter heißen Thränen gelobte er dem Pfarrer und seinem Weibe vollständige Lebensbesserung.

„Müller," sprach der Pfarrer, richtete ihn von der Erde auf und wehrte zugleich der Frau, die gleichfalls seine Hände mit Küssen bedeckte, „Müller, aber gleich mit der Besserung angefangen und dem lieben Gott zum Beginn ein rechtes Opfer gebracht! Wieviel gebt Ihr vom Gewinn an unsere Armenstiftung ab?"

„Tausend Thaler," rief dieser ohne Zögern und blickte seine Frau an, welche freundlich einstimmte.

„Und was bekommt denn Anton, der Euch festnahm und Eurer blinden Wuth Halt gebot?" fragte der Pfarrer weiter.

„Hundert Thaler!" lautete die glatte Antwort.

„Und was bekommt der arme Salomon Baumberger?" fiel jetzt der Jude dazwischen. „Was bekomm' ich armer, ehrlicher Mann, der ich Dich hab'

gehalten an den Rockschößen, daß Du nicht konntest treffen den hochwürdigen Herrn?"

„Du wirst Dir Deinen Theil schon nehmen," sagte der Bauer abwehrend.

„Wo heißt nehmen," schrie der Jude. „Einige Procente für die Provision, Müller, das gehört mit zum Geschäft. Aber wo bleibt die Belohnung? Hab' ich Dich denn nicht gemacht zum reichen Mann, Müller? Und hast Du nicht versprochen in die Hand dem hochwürdigen Herrn, Du wolltest Dich bessern? Na, so zeige es, Müller!"

„Nun gut, Salomon," unterbrach ihn die Frau, „Ihr sollt auch hundert Thaler haben, aber damit hat unser Handel zusammen auch ein Ende."

Während der Jude vor Freude um die Frau herumsprang und beim Gotte Abrahams, Isaaks und Jakobs betheuerte, daß er eine so scharmante, scheneröse Frau noch niemals angetroffen habe und daß er es aber auch gleich seiner alten Sara erzählen wolle, ging der Knecht Anton zum Pfarrhofe zurück, rieb sich vergnügt die nervigen Fäuste und murmelte vor sich hin, für hundert Thaler wolle er ein ganzes halbes Dutzend wüthender Bauern nicht allein festhalten, sondern auf Verlangen sogar windelweich durchprügeln.

5.

Ein neues Leben.

Acht Tage später war Weihnachten. Wenn die christliche Religion und der katholische Gottesdienst eine unerschöpfliche Quelle reiner, heiliger Poesie ist, so zeigt sich dieses so recht am Feste der Geburt des Weltheilandes. Aus Liebe und Erbarmen gegen die sündige Menschheit steigt Gottes Sohn hernieder, wird ein armer Mensch wie wir und birgt seine göttliche Majestät in der Hülle eines Kindes. Engel singen sein Wiegenlied, fromme Hirten huldigen ihm, die freundlichen Sterne blinken mild durch das verwetterte und zerzauste Dach und selbst die unvernünftigen Thiere umstehen ahnend seinen Thron, die ärmliche Krippe. Tiefe Armuth und göttliche Erhabenheit, trauliche Dunkelheit und himmlischer Glanz, unscheinbare Dürftigkeit und königliche Majestät vereinigen sich hier. Einige einfältige Hirten knieen gläubigen Sinnes an der Krippe, vor welcher seitdem ganze Länder und Welttheile, Geschlechter und Nationen gekniet haben und knieen werden.

Weihnachten ist ein rechtes Familienfest. Von nah und fern eilen die zerstreuten Glieder zum heimatlichen Herde, und wer nicht kommen kann, läßt sich durch Geschenke vertreten. Wie ist das Kind so glücklich unter dem strahlenden Christbaume, wie liebt es das Kindchen Jesu in der Krippe unter dem Baume,

wie freut es sich, daß das Christkindchen alle Kinder kennt, sich um sie kümmert, zu ihnen kommt und ihnen Geschenke bringt! Wie erwartungsvoll setzt es nicht am Abende vorher den blanken Teller auf den Tisch vor dem Fenster, wie sorgsam öffnete es nicht den Fensterriegel, damit das Christkindchen hindurch kann, wie wundert und freut es sich nicht, wenn dasselbe ihm gerade das zum Geschenke gebracht hat, was es am nöthigsten hatte oder was es sich so häufig wünschte! Wie ängstlich fürchtet es nicht, am andern Morgen möge eine Ruthe auf seinem Teller liegen, zum Beweise, daß das Christkindchen unzufrieden mit ihm ist! Eltern, wenn ihr es versteht, kann der Gedanke an das Christkindchen bei euren Kleinen mehr wirken als ein ganzer Wald von Birkenruthen!

Und dann der Gottesdienst! Ueberall brennen Lichter und Lampen. In der Stille der Nacht macht man sich auf den Weg zur Kirche. Von allen Seiten eilen singende Gruppen fröhlich zur Kirche, deren hohe Fenster zauberisch in die Ferne leuchten. Warum soll man denn nicht fröhlich sein und singen? Ein Kindelein so löbelich ist uns geboren heute! Die Gesänge rauschen, von den Tönen der Orgel getragen, so majestätisch durch die hohen, ragenden Gewölbe. Ein Meer von Licht und Glanz wogt durch den weiten Raum. Von der Kanzel ertönen Worte des Preises und Dankes gegen den Gott der Liebe und tausend andächtige Gebete steigen mit den Weihrauchswolken immer höher und höher.

Auch der Bauer Müller ist mit seiner Frau und den ältern Kindern zur Christnacht gewesen. Und das nicht allein, sie haben gebeichtet und ihr Herz vor Gott gereinigt. Süßer Friede und heitere Ruhe ist in das von wilden Leidenschaften durchwühlte Herz des Bauern zurückgekehrt. Auch im Hause herrscht Friede und Freude. Die Kinder sind nie so reichlich beschenkt und es glänzt auch wieder ein sternenbesäeter Christbaum in der Stube, wie in glücklicheren Jahren. Wie freuen sich die Kleinen! Und die Elterr freuen sich mit ihnen. Sie setzen sich zu Tische. Der Festkuchen würzt den wärmenden Kaffee. Wie leuchten die Augen der Kinder so zufrieden und vergnügt! Vater und Mutter sehen sich bedeutungsvoll an. Jeder will etwas sagen, aber er weiß nicht, wie er anfangen soll.

„Der Kaplan hat heute mal eine schöne Predigt gehalten," sagte die Frau endlich.

„Ja, wie schön malte er aus, daß mit der Geburt des göttlichen Heilandes für die in Sünden und Elend versunkene Welt ein neues Leben begonnen habe," ergänzte der Mann.

„Und daß auch wir mit der Geburt des Heilandes zu einem neuen Leben wiedergeboren werden müßten," fügte die Frau hinzu.

„Ja, und auch ich will heute ein neues Leben anfangen!" stieß der Mann heraus.

Die Frau erwiderte nichts, aber Thränen der Freude erglänzten in ihren Augen.

„Und Alles, was hinter uns liegt, soll vergeben und vergessen sein, nicht wahr?“ setzte der Mann mit weicher Stimme hinzu.

„Gewiß, Albert, gewiß.“

„Auch jener Vorfall in der Nacht vor Martini?“

„Albert, denke doch nicht mehr daran,“ bat die Frau und reichte dem Manne die Hand über den Tisch, welcher dieselbe innig drückte.

Darauf sahen Beide erröthend vor sich, als hätten sie etwas gethan, dessen sie sich schämen müßten.

Dies war der Augenblick der Wiederversöhnung zwischen Mann und Frau und der Anfang eines neuen Lebens.

Manches Jahr hat man seitdem zu Grabe geläutet. Der Pfarrer schläft schon lange den Todesschlummer. Der Bauer Müller ist schneeweiß geworden und seine Frau geht unter der Last der Jahre gebückt. Sie haben den schönsten Hof im Dorfe und die Armen und Nothleidenden wissen nicht genug von der Güte und Mildthätigkeit der alten Leute zu erzählen. Auf das Grab des Pfarrers hat der Bauer Müller einen schönen Gedenkstein setzen lassen; ob er gewußt hat, daß gewöhnlich das kleinste Verdienst sich mit den glänzendsten und schwulstigsten Grabschriften breit macht, wir wissen es nicht, aber auf dem Grabsteine des Pfarrers stehen die schlichten, einfachen Worte: „Er war ein Mann nach dem Herzen Gottes.“

II.

Wer hoch fliegen will, kann tief fallen.

Erzählung

aus dem Handwerkerleben

von

Friedrich Schnettler.

Wer hoch fliegen will, kann tief fallen.

1.

Höher fliegen.

In einer der vielen kleinen Straßen und Gassen, welche in der alten freien Reichsstadt Straßburg vom Kleberplatze nach der Großstraße führen, erhebt sich ein zierliches massives Haus stolz und hoch über die kleinen Nachbarhäuschen, die schief und bucklig, geflickt und verwettert, aus unbekannter Zeit und von noch unbekannterem Baustile sich recht demüthig und bescheiden daneben ausnehmen. An der Stelle des prächtigen Gebäudes, — prächtig im Vergleich zu den Nachbarn, — stand in den ersten vierziger Jahren in Uebereinstimmung mit der Umgebung ebenfalls ein kleines, altmodisches Häuschen. Es war eine einfache, schlichte Bürgerwohnung, ohne weitern Schmuck als einige geschnörkelte Stufen an dem Vordergiebel und eine rohe Hausetikette von ungeübter Hand über der Eingangsthür. Auf einem röthlichen Sandsteine

war nämlich eine Schmiedewerkstätte ausgehauen: im Vordergrunde ein Amboß und davor der Schmied, der in seinem ungeheuer muskelreichen Arme einen Hammer schwang fast so dick wie der Amboß, im Hintergrunde ein Blasebalg mit dem dazu gehörigen Buben. Obschon es solchen Hausetiketten im Laufe der Zeit oft ergeht, wie den Etiketten der Weinflaschen, welche meistens nur angeben, was man nicht in ihnen suchen darf, so bestätigt uns doch das fröhliche Gehämmer und der geschwärzte Giebel, daß die besagte bildliche Darstellung noch Geltung und Bedeutung hat und wir uns wirklich vor einer Schmiedewerkstätte befinden.

Die Schmiede nahm den ganzen Vorderraum des Hauses ein; dahinter befand sich die Küche und ein sogenannter „Laden", der eine ganze Sammlung von Töpfen, Pfannen, Kaffeebrennern nebst allerlei andern eisernen Geräthen enthielt. Schmiede und Vorderhaus sind schwarz und rußig, aber in der Küche ist Alles sauber und blank, der schwere Eichentisch ist weiß gescheuert, der Grund von bunten Ziegelsteinen so rein, daß man davon essen könnte, die Heerdgeräthe und kupfernen Pfannen und Kessel auf dem Schornsteingesims glänzen wie edles Metall, kurz, Alles athmet Ordnung und Reinlichkeit. Und die Glasthür mit den schneeweißen Gardinen sagt uns, daß dahinter dieselbe sinnige Hand waltet wie hier in der Küche. Aber auch die schwarze Schmiede sieht des Abends freundlich und einladend aus; das Feuer

glüht und sprüht, der Hammer klingt fröhlich im Takte, die Funken schießen hierhin und dorthin. Die Kinder finden sich ein; muntere Knaben bestürmen den Schmied mit Bitten, doch mal den Blasebalg ziehen oder das glühende Eisen in's Kühlwasser halten zu dürfen; schüchterne Mädchen schauen mit den treuen blauen Kinderaugen sinnend in die prasselnden Flammen oder ducken sich ängstlich vor den sprühenden Funken. Ja, es war freundlich und fröhlich im Hause und in der Schmiede des alten Schwarz, und es hätte noch lange so bleiben können, wenn —. Doch, das wollten wir ja gerade erzählen.

Treten wir eines Vormittags in die kleine Wohnstube hinter der Küche und hören uns das Gespräch an, das dort ziemlich laut geführt wird. „... Nein! der Junge soll kein Schmied werden wie sein Vater. Gott behüte! Das wäre doch schade für das Kind. So gelehrt sein, daß seine Lehrer nicht wissen, wie sie ihn genug loben sollen, jede Vakanz mit Nummer Eins und Prämien nach Hause kommen, daß alle Mitschüler ihn beneiden und die Leute auf der Straße hinter ihm her sehen, und dann arbeiten mit Hammer und Zange vor der heißen Esse vom frühen Morgen bis zum späten Abend, — nein, lieber Mann! das soll und darf nie und nimmer geschehen. Es steckt etwas in dem Jungen, woran wir beide in unsern alten Tagen noch Freude haben werden. Ich sage nochmals: Das wäre doch schade für den Jungen."

Mit diesen Worten trumpfte Frau Schwarz mit

weiblicher Zungenfertigkeit ihrem Manne auf, der seine Schmiede auf einige Augenblicke verlassen hatte, um einen Morgenimbiß zu nehmen, und nun seine kleine Pfeife rauchte und das Gespräch auf die Zukunft seines einzigen Sohnes brachte. Dieser hatte das städtische Kollege mit den glänzendsten Abgangszeugnissen verlassen und sollte nun in die Welt.

Der Schmied war ein Kerl wie ein Eichbaum und strotzte von Kraft und Gesundheit. Seine Züge waren gutmüthig, offen und ehrlich; jedoch verrieth sein schwarzes feuriges Auge Entschlossenheit und zähe Festigkeit. Man konnte ihm ansehen, daß er so leicht nicht von einem einmal gefaßten Beschlusse abzubringen war. Er hatte den bloßen kräftigen Ellebogen auf den Tisch gelehnt; die andere Hand lag flach auf dem geschwärzten Schurzfelle, das seine Kniee bedeckte. Nachdenklich zog er eine Wolke nach der andern aus der kurzen Pfeife und blies sie paffend vor sich hin; er schien kräftige Gründe zu suchen, um die Einwürfe seiner Frau zu widerlegen, aber es wollte ihm nicht recht gelingen. Auch seiner Eigenliebe schmeichelte es, einen Sohn zu besitzen, der dem Sohne des reichen Banquiers die Prämien vor der Nase weghelte und den der Bürgermeister noch neulich bei der öffentlichen Preisvertheilung mit den ehrendsten Lobeserhebungen überhäuft hatte.

„Ja, Frau," sagte der Schmied zuletzt, „ich sähe doch gern, wenn der Junge ein Handwerksmann würde wie sein Vater. Sieh', so weit ich denken

C. Diefenbach pinx. Ausführ., Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Schnettler, Bei schlichten Leuten. I.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.

kann, sind meine Vorfahren immer Schmiede gewesen. Dort, wo ich jetzt für unser tägliches Brod arbeite, gab mir mein Vater den Hammer in die Hand und lehrte mich, wie ich tüchtig d'rauf los schlagen müßte, und dort hatte auch mein Vater vom Großvater sein Handwerk gründlich erlernt. Dort möchte auch ich gern unsern Wilhelm neben mir sehen, damit er, wenn es mal nicht mehr gehen will, an meine Stelle treten kann."

„Unsinn! Du bist gerade wie Dein seliger Vater; der lobte auch immer die gute alte Zeit und anstatt mit unserer Zeit fortzuschreiten, wollte er immer zurück. Du könntest so gut ein großes Eisenwaaren-geschäft haben wie Dein Mitgesell Georg auf der Schlosserstraße; der steht ruhig in seinem Laden und verkauft die fertigen Sachen, die ihm die Fabriken liefern, und verdient dabei Geld wie Heu. Du plagst Dich den ganzen Tag, arbeitest, als ob Alles ewig und drei Tage halten sollte, und wir sind froh, daß wir das Leben haben. Man muß mit der Zeit voran-gehen; Du aber bleibst immer, was Du bist, und würdest Du auch hundert Jahre alt, Du wirst nie daran denken, mal etwas höher zu fliegen."

„Höher fliegen!" sagte der Schmied empfindlich, denn die Worte seiner Frau berührten ihn unange-nehm. „Die Schwarzes haben nie höher fliegen wollen als sie konnten, und darum gerade ging es ihnen nie schlecht. In der Schmiede beim Amboß wurden sie groß; den Klang des Hammers hörten sie

in der Wiege und er war auch ihr Todtengeläute. Ehrlich durch die Welt zu kommen, das war ihr Ziel, und das haben sie alle erreicht. Und Du denkst, ich sollte den Leuten schlechte Pfuscherarbeit für gute Waare verkaufen? Das leidet mein Gewissen nicht. Höher fliegen! Warum? Ist ein braver Handwerker denn nicht ein anständiger Mensch? Ist es nicht mehr wahr: Handwerk hat einen goldenen Boden?"

„Ach, das ist Alles recht gut," antwortete die Frau, „aber ich sehe nicht ein, warum unser Wilhelm gerade das werden soll, was Du bist. Man kann doch auch ehrlich durch die Welt kommen, ohne gerade Schmied zu sein, und leichter jedenfalls. Du hast ja auch nie die Gelehrsamkeit besessen, die Wilhelm hat, und eben dadurch wird er es in der Welt höher und weiter bringen als ich und Du. Er wird schon durch die Welt kommen, das glaube mir nur! Und obendrein, will ich Dir sagen, ist der Junge auch viel zu zart und schwach für die grobe Schmiedearbeit und hat auch keine Lust dazu. Nein, lieber Mann, in diesem Punkte kann und darf ich Dir nicht nachgeben."

„Hast Du mir denn schon jemals nachgegeben?" fragte der Schmied verstimmt. Seine Pfeife war ihm ausgegangen. „Es ist immer dasselbe Lied, das aus all' Deinem Thun und Lassen hervorgeht: Du bist zwar der Herr, lieber Mann, aber ich habe Recht und werde mein Recht schon durchsetzen!" Unmuthig verließ er die Wohnstube und bald tönten die Ham-

merschläge wieder durch das Haus, jedoch so stark, als ob er den Amboß hätte in Stücke hämmern wollen.

Tage und Wochen lang drehte sich das Gespräch um denselben Gegenstand, ohne daß man damit weiter kam. Der Schluß war immer derselbe: Er, der brave Mann, soll der letzte Schmied in der Familie sein. Er begriff nicht recht, warum, und hätte er es auch begriffen, es that ihm doch tief im Herzen wehe.

2.

Von altem Schrot und Korn.

Der Mann war traurig und betrübt, und darum schallte sein frohes Lied nicht mehr durch die Schmiede, wenn er frisch und kräftig auf das glühende Eisen los schlug. Er dachte an die Zukunft und zweifelte nicht an dem Glücke seines Sohnes, denn auch ihn machte väterliche Liebe und väterliche Eitelkeit blind. Aber wenn er dann dachte, wie traurig und öde es im Hause aussehen würde, wenn er, alt und steif geworden, den Hammer nicht mehr handhaben könnte, wie dann Niemand mehr auf den Amboß hämmern würde, dann wurde ihm das Herz voll bis zum Ueberlaufen. Und auch die frohe Kinderschaar vermied nach und nach die Schmiede; Vater Schwarz lachte und scherzte nicht mehr mit ihnen wie früher, und

wenn er es auch nicht sagte, sie fühlten es doch, daß sie ihm überall im Wege waren.

Sein Sohn wird reich und angesehen werden, ja, das glaubt er wohl, aber dann werden die Spinnen ihr Gewebe über den Blasebalg und Schraubstock weben. Und dann, wer weiß, der reiche Sohn wird vielleicht seinen alten greisen Vater nicht mehr kennen, er wird sich seines Taufscheines schämen; er hat das ja so oft gesehen und er weiß, das Geld macht das Herz des Menscheu stolz, kalt und gefühllos. Nein, das darf und soll nicht sein; er will in seinen alten Tagen lieber in der Küche am warmem Heerde sitzen, dann und wann die Gardine vor dem Fensterchen nach der Schmiede wegschieben, um seinen Sohn hämmern und hantiren zu sehen; er will die Kunden in der Schmiede mit freundlichem Nicken grüßen und, wie es sein Vater auch gethan, mit zitternder Stimme das Liedchen leise begleiten, das sein Sohn am Amboß froh zu der Arbeit singt.

Der Schmied ist ein Mann von altem Schrot und Korn; er hängt am Alten mit Leib und Seele, und er würde es für lieblos und sündhaft halten, wenn er ein Handwerksgeräth, das sein Vater gebraucht, verkommen und verderben ließe. Das Andenken der Vorfahren ist ihm heilig; wie sie dachten und handelten, so denkt und handelt er auch. So ging es zu seiner Zeit und damals ging es gut; warum sollte es denn jetzt anders gehen? Damals lieferte man gute und dauerhafte Arbeit; man ver-

kaufte den Leuten nicht viel für wenig Geld und betrog sie nicht mit leichter Waare, die nicht halten kann und auch nicht halten soll. Der älteste Sohn lernte das Handwerk des Vaters und er lernte zugleich auch dessen Ehrlichkeit und Zufriedenheit in dem Stande, den ihm die Vorsehung beschieden. Ja, die Zeiten hatten sich geändert, das sah auch Vater Schwarz ein; Jeder will möglichst viel Geld in möglichst rascher Zeit verdienen und nimmt es mit dem: wie? so genau nicht; Keiner ist mehr zufrieden mit dem, was er ist und hat, Jeder will höher hinaus. Man muß schwindeln, lügen, spekuliren, je frecher, je besser, das Sein muß dem Schein, das Wesen der Form, der Kern der Schaale weichen. Vater Schwarz weiß, daß die Welt das so will, nur sieht er nicht ein, warum es denn ohne Schwindel und Windbeutelei nicht geht und warum man erst nach dem Nutzen und dann sein Gewissen fragen soll, wenn man es überhaupt noch fragt.

Die Frau dagegen huldigt dem neuen Zeitgeiste. Sie sieht, daß Leute, die nichts mehr in der Welt sind wie sie, schöne Häuser bewohnen, fein gekleidet gehen und das Geld scheffelweise zu verdienen scheinen, und warum sollen das denn die Schwarzes nicht so gut können wie jene? Neben ihnen wohnte lange Zeit ein armer Schuster, der von Hand in Mund lebte; der Sohn ging nach Paris, kehrte als Herr zurück, und jetzt wohnt die Familie in der Hochstraße in einem prächtigen Hause mit marmorner Treppe

und Spiegelglas in den hohen Fenstern. Und die Scheibe des Magazins mit den fußhohen Goldbuchstaben ist fast so groß wie ihr ganzes Häuschen! Die Mädchen, die früher auch auf der Esse in der Schmiede spielten, sind reine Damen geworden und gehen in lauter Seide, so daß Frau Schwarz sie kaum mehr kennt. Wüßte Frau Schwarz nur, daß die feinen Damen, denen sie manches schöne Butterbrod gegeben, damit ihnen das Herz nicht blute, wenn sie hungrig dem Essen zusahen, ihre Wohlthäterin nicht mehr kennen wollen, daß Kredit und Vertrauen des neuen Magazins auf gläsernen Füßen steht und daß seit lange aller Frieden und Segen aus dem Hause verschwunden ist!

Vater Schwarz war Deutscher geblieben in seinem ganzen Denken und Handeln. Sein Großvater, ein gesuchter Hufschmied, war vom platten Lande in die „Stadt" gezogen, weil er dort in den ersten Stürmen der Revolution mehr Schutz und wegen der Garnison auch mehr Verdienst fand. Er konnte kein „Wälsch" und wollte es nicht lernen, und diese Abneigung hatte er vom Vater und Großvater geerbt. Er meinte, wenn Leute, die kein Deutsch verständen, ihm etwas wollten, so könnten sie ja eben so gut Deutsch lernen als er Wälsch. Die Leute, mit denen er verkehrte, die Handwerker, Bauern und Arbeiter, sprachen ja wie er, und um den Andern kümmerte er sich nicht.

Leute wie Vater Schwarz sind zwar, Dank dem französirenden Gouvernement und dem Hange der

Zeit nach dem wälschen Knittergoldleben, mit der Zeit selten geworden, aber sie finden sich noch, zumal unter den ältern Leuten auf dem platten Lande. In den großen Fabrik- und Handelsstädten ist das Deutsche aus der guten Gesellschaft verbannt, aber auf dem Lande gibt es Striche, wo man sich französisch nicht verständlich machen kann. Predigt und Christenlehre sind meistens deutsch geblieben, und man fühlt es noch überall heraus, daß das Deutsche die Muttersprache und das Französische die angelernte ist. Jedes Schulkind lernt das Französische, aber auf der Straße und unter sich sprechen dieselben Deutsch, gerade wie es unsern westfälischen Dorfjungen nicht einfällt, sich auf Hochdeutsch zu prügeln oder auszuschelten.

Vater Schwarz war Bürger der guten alten Zeit und verabscheute das wälsche Glücksritterthum von Herzen. Er war offen und ehrlich, einfach und bedächtig, und verstand es nicht, anders zu sprechen als er dachte. Und oft hatte er ganz merkwürdige Gedanken. Seitdem die Näherinnen ihm gegenüber nach dem Tode ihrer Mutter sich einen Putzladen mit der goldigen Prunkschrift „la véritable Parisienne“ angelegt hatten und so oft Besuch erhielten von jungen feingeschniegelten Herrchen, die sich dort Kragen, Manschetten und Binden kauften oder auch nicht kauften, wollte kein anständiges Mädchen mehr mit denselben umgehen. Wie kam das? Vor dem Hause seines Freundes Heinrich Müller, eines ehrsamen

Schneidermeisters, prangte seit längerer Zeit in großen Lettern die Inschrift: „A l'instar de Paris. Henri Mullère, marchand-tailleur," und von da an sprach man im Hause nur Französisch. Und merkwürdig, seit der Zeit hörte man viel von Streit und Zank bei Müllers und der Mann besuchte seinen Freund in der Schmiede nie mehr, dagegen die Kafé's und Restaurationen desto fleißiger. Warum diese plötzliche Aenderung? Auch begriff der Schmied mit seinem beschränkten Verstande nicht, wie die Leute bei den niedrigen Preisen, dem geringen Umsatz und der großen Konkurrenz einen solchen Luxus zur Schau tragen und doch jährlich auskommen konnten. Doch, er wußte nicht, daß die äußere Pracht bloß Schein und Blendwerk war, um Elend und Hunger, Noth und Schulden im Hause zu verbergen. Der Gesang der ältesten Tochter und das Geklimper des Piano's, das ein kleineres Zierpüppchen unter seinen weißen Fingern hervorlockt, vertreiben für den Augenblick alle Sorgen und übertönen die Seufzer des armen Hausvaters, der bei jedem Tritte in dem breiten Marmorgange einen unerbittlichen Gläubiger zu hören glaubt. Man tanzt und jubelt mit verzweifelndem Leichtsinn über dem gähnenden Abgrunde des Bankerottes.

Doch, das Alles weiß der gute Schmied nicht; wenn er aber die sinnlose Pracht sieht, schüttelt er bedenklich den Kopf und murmelt: „Es ist nicht Alles Gold, was glänzt."

In manchen Beziehungen jedoch gehörte auch der alte Schwarz zum Fortschritt, nämlich in Sachen, die sein Handwerk und Geschäft angingen. Er prüfte alles Neue erst mit zweifelndem Mißtrauen, und das nicht einmal, sondern zweimal und dreimal. Und bestand es in seinen Augen die Prüfung als zweckmäßig und dauerhaft, auch dann räumte er mit dem Alten nicht gänzlich auf, um an dessen Stelle das Neue zu setzen, sondern er suchte beides zu versöhnen und zu verbinden. Und das glückte ihm oft.

So war der gute Schmied in dem wirren Strudel der Neuerungen, Schwindeleien und Modenarrheiten, der sich von Paris aus über die ganze Welt ergießt, stets einfach, treu und deutsch geblieben. Er war ehrlich wie Gold in seinem Erwerbe, gemüthlich in seinem Umgange, fromm aus Ueberzeugung, einfach und bürgerlich in seinem Hause, und obschon der Zeitgeist von einem Vergnügen zum andern jagt, frechen Betrug oft glückliche Spekulation nennt, von Treu' und Glauben nichts mehr wissen will und keinen andern Gott kennt als das Geld und das Vergnügen, — der alte Schwarz blieb, was er seit Jahren war, eiu braver, simpler Handwerker, und er fühlte sich glücklich dabei.

3.

Der junge Herr.

Jetzt wollen wir endlich dem Leser den achtzehnjährigen Wilhelm, oder, was er lieber hört, den jungen Herrn „Guillaume“ vorstellen. Er sieht in der That hübsch aus, und wenn die Mutter meint, der Junge sei zu zart und schwach, um den schweren Vorhammer zu heben, so irrt sie sich; er ist kräftig gebaut, hat breite Schultern, eine starke Brust uud lebhafte Augen, die für sein Alter ein wenig zu feurig drein sehen. Er trägt den wohlgeformten Kopf so gerade und so stolz, und das kleine Hütchen sitzt so schief und kokett auf den dunkelbraunen Locken, daß man der Mutter Recht geben muß, wenn sie sagt, er sähe aus wie ein Kind vornehmer Leute.

Der Knabe ist so eben nach Hause gekommen; er ist rasch durch die Schmiede geschritten, wo sein Vater ein Hufeisen auf dem Amboß schmiedete; unter dem Pfeifen der Opern-Arie „Pour tant d'amour“ ist er vorbei geeilt und hat ihm nicht einmal einen flüchtigen Gruß zugenickt. Der Vater hebt den Kopf von seiner Arbeit empor und blickt dem Knaben ernst und traurig nach; eine Thräne stiehlt sich aus seinen Augen, rollt perlend über die Wange und fällt zischend auf das glühende Eisen.

Nein, so hatte er es als Kind nie gemacht. Wenn sein Vater an der Werkbank stand, ging er zu

ihm, sprach ihn an, fragte ihn tausend kindliche Fragen, und wenn der Mann im Eifer der Arbeit auch mal böse wurde, weil ihm der kleine Taugenichts immer vor den Füßen herumlief, er sah es doch gern, wenn sich der Knabe in der Schmiede zu schaffen machte, und freute sich des kindlichen Geplauders. Nun, er hatte es sich auch so gehofft und geträumt, als ihn seine Frau mit dem kräftigen Buben beschenkte; der wird auch ihm mal an allen Ecken und Enden im Wege stehen, wird ihn mehr fragen, als er beantworten kann, und wird vor Freude jubeln, wenn er mit seinen kleinen Händchen den Blasebalg ziehen kann, um seinem Vater ein paar Schweißtropfen zu ersparen. Aber es war ganz anders gekommen. Der Knabe war immer so fein und so nett, er machte sich in der Schmiede ja schwarz und schmutzig. „Womit man umgeht", meinte der Schmied, „das Einem nachsteht; ich habe als Junge auch nicht anders ausgesehen wie ein kleiner Teufel." Aber die Frau sah nicht ein, weshalb man die theuern Kleider muthwillig verderben sollte, wenn es nicht nöthig war, und gewiß, die Frau hatte Recht. Und endlich sollte die Schmiede sogar ganz leer stehen, so hatten es Mutter und Sohn beschlossen.

Das Mittagsessen kam auf den Tisch; der Sohn rümpfte verächtlich die Nase, als er die einfache Schüssel mit Kartoffeln sah. Das that dem Vater wehe; er war in seiner Jugend gern damit zufrieden gewesen; er war groß und stark dabei geworden; noch

jetzt schmeckten sie ihm gut, die goldgelben Kartoffeln, wenn man ihm das Leben nur nicht bitter machte. Warum mußte sein Sohn nun die Nase darüber rümpfen?

Das Gespräch wollte nicht recht voran. Heute schmeckten die Kartoffeln dem alten Schmiede nicht; es war ihm, als wollten sie nicht durch die Kehle. Der Knabe schwätzte jedoch wacker darauf los; es war auch anders so langweilig bei den prosaischen Kartoffeln. Er sprach über die neue Oper, die heute gegeben werden sollte, zählte die Namen und Rollen der Sängerinnen und Tänzerinnen wie am Schnürchen auf; die eine war zu mager, die andere zu korpulent, die eine zu alt, die andere noch ein „Backfisch“, eine fünfte spielte „brillant“, und die sechste war ein „allerliebstes Mädchen“. Wovon sprechen die Schulbuben heutzutage auch nicht alle!

Die Mutter hörte mit Wohlgefallen zu, obschon sie nicht viel davon verstand, und gerade das, was sie nicht verstand, fand sie wunderschön, weil es so gelehrt klang. Der Vater dagegen zog vor Unmuth seine Stirne kraus und krauser. So hatte er als Junge nie gesprochen. Was kümmerte sich sein Sohn um die wälschen Schreierinnen und Springerinnen? Was sie in seinen Augen waren, mochte er nicht sagen. Und wenn der Junge nun absolut in's Theater muß, warum geht er denn nicht in das deutsche Theater? Da fröhnt man doch nicht so schamlos der

Sinnenlust und predigt nicht so offen die Erlösung des Fleisches vom Geiste als bei den Wälschen.

Doch, der gute Mann darf diese Bemerkung nicht machen, denn anders wird der Sturm losbrechen. Deutsch! Wer etwas auf sich hält, spricht ja kein Deutsch. Ein anständiger junger Mann schämt sich der Sprache, die sein Vater spricht und worin die Mutter ihn zuerst das Vater unser beten lehrte! Die Sprache ist gut für die Bauern und den Pöbel. Ja, Vater Schwarz weiß, wie sein Sohn darüber denkt, und daher schweigt er. Warum soll er den Frieden stören? Als man zufällig darauf zu sprechen kömmt, findet auch die Mutter das Französische eine so wunderschöne Sprache, obschon sie kein Wort davon versteht. Wilhelm muß mal Französisch sprechen, und die Mutter schlägt vor Verwunderung die Hände über dem Kopfe zusammen und kann es nicht begreifen, wie man so etwas überhaupt lernen kann. Was sagt der Knabe?

Er hat ein schlechtes Herz, denn er macht sich in der fremden Sprache über seine Mutter lustig, weil sie ein so dummes Geschöpf sei. . .

Der Vater hörte das an; auch er verstand nicht, was der Knabe sagte, aber obschon er nur ein einfacher Handwerksmann war, so hatte er doch viel Lebenserfahrung und beobachtete scharf. Ton, Miene und Haltung seines Sohnes verletzten ihn tief. Er erhob sich plötzlich kerzengerade; er hatte seine Schwäche überwunden. Das Blut stieg ihm zum Kopfe, er

warf die Gabel über den Tisch und sah den Knaben mit einem so flammenden Blick an, daß dieser vor Schrecken leichenblaß wurde.

„Schweig," gebot er ihm mit zitternder Stimme, „schweig mit dem fremden Geplapper, das ich und Deine Mutter nicht verstehen. Oder denkst Du, daß wir Affen sind, die Du nach Belieben zum Narren halten kannst? Ich verstehe nicht recht, was Du gesagt hast, Junge, aber Gott hat es gehört und wird Dich dafür strafen, daß Du mit den alten Eltern Deinen Spott treibst. Ein Auge, das seinen Vater verächtlich ansieht oder seiner Mutter spottet, verdient, daß die Raben es aushacken und die Adler es fressen, sagt der Herr. Kind, rufe die rächende Hand Gottes nicht auf Dich herab, denn wie Du uns behandelst, so wird es Dir auch einst ergehen."

„Aber, lieber Himmel! was ist Dir denn jetzt in den Kopf gefahren?" warf die Frau dem erzürnten Vater in die Rede. „Was müssen die Leute denken? Nimm doch Vernunft an!"

„Schweige Du auch, Frau!" erwiderte der Schmied etwas gemäßigt. „Deine Mutterliebe macht Dich blind gegen Alles. Siehst Du denn nicht, daß dem Jungen nichts mehr gut genug ist, daß er im Hause kein Vergnügen mehr findet, daß er uns für unsere Sorgen mit Lieblosigkeit und Undankbarkeit lohnt? Er will hoch fliegen und wird desto tiefer fallen."

„Aber, Mann! hör' doch! Was hat er denn gethan, daß Du so losfährst?"

„Du fragst noch, was er gethan hat? Er hat seinen Spott mit Dir getrieben, glaube es mir nur. Es wird ein schlechtes Ende mit ihm nehmen, denn wer seine Eltern nicht mehr ehrt, dem kann es nicht gut gehen. Aber Du bist blind und merkst nicht, daß er uns wie seine Diener behandelt. Heute tritt er Dir auf's Kleid, morgen wird er Dir auf's Herz treten."

„Das habe ich nicht gethan!" — „Das kann ich von ihm nicht glauben." — So riefen Mutter und Sohn, und ihre Stimmen klangen bald lauter als die Stimme des alten Schwarz. Als die Frau nun gar beide Arme in die Seite setzte, um ihre Meinung gegen jeden Angriff zu vertheidigen, hielt er es für besser, das Gespräch abzubrechen. Er verließ die Wohnstube und ging zur Schmiede. Lange saß er hier auf dem Amboß und weinte wie ein Kind um den entschwundenen häuslichen Frieden. . . .

4.

Mutterliebe macht blind.

Wir übergehen die häuslichen Kämpfe über die Stellung, welche Wilhelm in der Gesellschaft einnehmen sollte, mit Stillschweigen. Er wurde auf seinen ausdrücklichen Wunsch Handlungsdiener auf dem Komptoir eines angesehenen Handelshauses. Er

wollte reich werden und glaubte so den besten und sichersten Weg dazu einzuschlagen. Wie viele junge Leute, die von Hause her keinen Heller besaßen und die lange nicht so gescheidt waren, wie er sich dünkte, waren nicht schon auf diesem Wege rasch reich geworden; warum sollte ihm das Glück nicht auch lächeln? Sein Vater hatte lange treu und ehrlich für das Haus gearbeitet, und das war schon eine Empfehlung für den angehenden Millionair. Zwar hatte der erfahrene Kaufherr bedenklich den Kopf geschüttelt und suchte dem Knaben seine Wahl abzurathen; aber es war nun einmal so beschlossen, und zurückgreifen konnte man doch nicht.

Welche Veränderung erlitt hierdurch nach und nach das Hauswesen des Schmiedes!

Schon zwei Stunden hat der Schmied rüstig auf den Amboß geschlagen, ehe der Sohn sich schläfrig und gähnend aus dem Bette erhebt. Aber er hat nicht zu viel geschlafen, denn er hat bis tief in die Nacht einen französischen Roman gelesen; derselbe war so spannend und hinreißend. Das frühe Hämmern und Dröhnen hinderte ihn am Schlafen, er bekam Kopfweh davon und dann wollte es auf dem Komptoir mit dem Arbeiten nicht recht gehen. Die Mutter sah das natürlich ein und nach langem Streite und hartnäckiger Gegenwehr hantierte der Schmied seinen Hammer nicht früher, als bis der Herr Sohn freundlichst aufgestanden war. Er aß von der Zeit an auch später als Vater und Mutter, weil dieses

besser zu der Zeiteintheilung auf dem Komptoire paßte, und bekam dadurch auch meist etwas Besseres und Feineres als die unverdaulichen Kartoffeln und das ungenießbare Braunbrod. Die Stube des Großvaters hatte der Schmied wie ein unverletzliches Heiligthum ganz in Ehren und Würden gelassen. Jetzt erhielt der Sohn die Stube und räumte ganz unbarmherzig mit den alten Erinnerungen auf. Der Schmied vermied die Stube, denn es war ihm zu schmerzlich, das zu sehen.

Wenn Guillaume ausging — denn so wollte er heißen —, war er geschniegelt wie der feinste Stutzer. Was sah der Junge hübsch und nobel aus im Vergleich zu seinem alten Vater, dessen Name Schwarz wirklich Nomen und Omen war? Das feine Hütchen, mit einem grünen Bande und einigen Federchen verziert und ein wenig eingetrieben, konnte kaum die glänzenden Locken beherbergen, die von allen Seiten darunter hervorquollen. Das Gesicht war ein wenig blaß, „interessant", wie man das nennt, und dadurch sahen die schwarzen Augen noch feuriger aus. Auch der dünne feingedrehte Schnurrbart, den er sich mit vieler Mühe angequält hat, steht ihm wirklich nicht übel. Die Kleidung ist elegant, der Stoff ausgesucht, der Schnitt nach Pariser Mode, die Wäsche hagelweiß, Brustnadel und Manschettenknöpfe von zweifelhaftem Golde schimmern recht hübsch. Ein dünnes Rohrstöckchen und eine feine Uhrkette von demselben Golde vollenden das Ganze. Er raucht

ganz elegant eine echte Havanna, während sein Vater mit Kolmarer Knaster zufrieden ist.

Doch, man muß sich standesmäßig kleiden; dagegen hatte selbst der Schmied nichts. Aber er sah und hörte so Manches, was ihm ganz merkwürdige Gedanken machte. Warum sah der Sohn, ehe er aus dem Hause trat, erst immer so mißtrauisch rechts und links in die Straße? Warum blieb er, wenn er nach Hause kam, so oft vor dem neuen Laden „à l'instar de Paris“ stehen? An den Stoffen für Hosen, Röcke und Westen war doch so viel nicht zu sehen, an den Modenbildern auch nicht, und obendrein sah der Beschauer mehr links und rechts in die Straße als nach dem Schaufenster vor sich. — Der Sohn hatte so viele Freunde; er sprach ja immer davon, wenn er spät nach Hause kam oder große Eile hatte, daß er sie besucht hätte oder noch besuchen müßte. Aber noch nie hatte der alte Schwarz einen der vielen Freunde bei sich im Hause gesehen. Warum besuchten diese seinen Sohn nicht auch mal?

Die Fragen sind sehr einfach zu beantworten: der junge Herr schämte sich des schwarzen, unansehnlichen Häuschens, wo er geboren war, wo sein Vater sich für ihn plagte, wo seine Mutter ihn in die Wiege gelegt und mit zärtlicher Liebe gepflegt hatte. Was würde die Dame, eine Putzmacherin, welche dort durch die Straße getrippelt kommt, wohl sagen, wenn sie den jungen Herrn in die schwarze, rußige Schmiede eintreten sähe? Würden jene Herren, Haar-

kräusler und Ellenritter, nicht lachen, wenn sie sähen, wie der Herr Guillaume Noir, — so hatte er seinen ehrlichen Namen verwälscht —, aus der niedrigen Hütte tritt und wie sein Vater, schwarz und von Schweiß übergossen, am Amboß hämmert oder am Schraubstocke feilt, oder wenn sie bemerkten, wie die Mutter ihn im einfachen Küchenanzuge bis an die Thür begleitet? Die gute Seele findet nämlich ein rechtes Vergnügen daran, dem geschniegelten Zierbengel eine Weile in der Straße nachzusehen. Und wie konnte der Sohn seine sogenannten Freunde durch die rußige Schmiede und die einfache Küche die lebensgefährliche enge Treppe hinauf zu seinem ärmlichen Zimmer führen, wo sich nicht mal ein Sopha, ein Spiegel oder eine Etagère mit Nippsachen vorfand?

Ja, der alte Schmied dachte viel über das Alles nach und er traf den Nagel auf den Kopf. „Wir sind ihm nicht gut genug mehr; er schämt sich seines Taufscheines!“ brummte er vor sich hin und schlug dann wie toll auf den Amboß los, um seinem Unmuthe Luft zu machen.

Früher ging er stets mit seinem Sohne Sonntags zusammen zur Kirche. Es war in seiner Jugend auch so gewesen. Seit längerer Zeit hatte dieser aber vor dem Hochamte noch bald dieses bald jenes zu thun. Wenn er darnach fragte, waren es Dinge, die sich ganz gut aufschieben ließen, und da er meist verlegene und ausweichende Antworten gab, fragte

der Schmied zuletzt nicht mehr. Und nach der Kirche kam er auch immer vor oder nach dem Vater zurück. Er konnte natürlich mit dem Vater nie zusammentreffen.

Aber hierbei blieb es nicht. Mehrmals hatte der Schmied sich in der Kirche nach seinem Sohne umgesehen, ihn aber nicht entdeckt. Er ging dann in eine andere Kirche, wie er sagte, denn er sah nicht ein, warum er nicht in St. Madeleine eben so gut beten konnte wie in St. Jean, zumal da er sich dann einen großen Umweg sparen konnte. Er war dem Sohne einmal gefolgt. Dieser verschwand in einem Hause und kam vor Mittag nicht wieder heraus. Der Vater hatte auf ihn gewartet, da er selbst schon früh zur Messe gegangen war. Als der Sohn, der offenbar halb angesäuselt war, am Tische von der schönen Predigt zu erzählen anfing, die in St. Madeleine gewesen, brach ein fürchterlicher Sturm in der Schmiede los. Und die blinde Mutter nahm den Sohn noch in Schutz, als er, der Lüge überführt, endlich eingestand, er sei nicht zur Kirche gewesen, weil er unterwegs unwohl und schwindlig geworden sei; da sei er denn zu einem Freunde gegangen und habe dort ein Glas Wein getrunken. Nun, ein gutes Glas Wein ist ganz gut gegen Schwindel, und zwei oder drei noch besser.

Beten und Kirchengehen, über solche Kindereien und Albernheiten waren Wilhelms Freunde längst hinweg. Es gehörte unter ihnen zum „nobeln Tone", mit beißendem französischem Witze gegen Gott, Re-

ligion nnd Pfaffen, gegen Sitte und Anstand loszuziehen. Und Wilhelm machte mit, was sie thaten. Man kann sich doch auch nicht auslachen lassen.

Die Mutter hatte einmal einen Ausgang gemacht. Vor einem Schaufenster sah sie zufällig ihren Sohn stehen; ein freudiger Schimmer flog über ihr Gesicht, denn nun konnte sie mit ihm zusammen den weiten Weg nach Hause zurücklegen. Sie tritt neben ihn an das Fenster; er bemerkt sie nicht. Was mag er da zu sehen haben? Ei, die schönen Lederwaaren, Dosen, Schachteln, Körbchen, Taschen, Etuis und hundert andere kleine Luxusartikel sind doch wohl des Besehens werth; sie gefallen sogar der einfachen Frau. Ob Wilhelm sie nicht merkt? Nein, denn der blickt nicht nach den Leuten neben sich, auch nicht nach den schönen Lederwaaren, sondern in die tiefschwarzen Augen einer lockigen Mademoiselle im Laden, die ihn von der Seite so schelmisch und süß anlächelt. Die Mutter hat es nicht bemerkt; da sie keine Zeit mehr hat, klopft sie dem Sohne vertraulich auf die Schulter und sagt: „Sieh', Wilhelm, das trifft sich mal schön!" Warum wird Wilhelm so roth, so verlegen? Sie gehen ein paar Schritte. Er sieht sich um, zieht die Uhr, läßt die Cigarre fallen, und als die Mutter stehen bleibt und ihn anspricht, thut er, als wenn er nichts gehört hätte, und wird abermals roth bis über die Ohren. Noch ein paar Schritte, da fällt ihm ein, daß er in dem Hause rechts eine nothwendige Bestellung für's Komptoir abmachen muß. Ein ver-

stohlener halber Gruß, der Sohn verschwindet und die Mutter steht allein auf der Straße.

„Sie hat nichts gemerkt!“ denkt der Sohn und fängt in dem Laden, in den er sich gerettet, mit der Mamsell ein Gespräch über das Wetter an. Hätte Frau Schwarz die Begegnung bei einer fremden Mutter und einem fremden Kinde beobachtet, sie hätte sicher etwas gemerkt; das eig'ne Kind aber entschuldigte sie noch, weil es so lange blieb. Der Herr war sicher nicht zu Hause, dachte sie, und ging allein heim. Die Mutterliebe macht blind.

5.

Krank am Herzen.

Es wollte mit dem Schmiede nicht recht mehr gehen. Der Mann litt körperlich und noch mehr geistig, und darunter litt auch seine Arbeit. Der Erwerb wurde kleiner, sie gingen zurück; er arbeitete zwar fleißig wie früher, aber mit der Freude an der Arbeit war es aus. Mißgünstige Menschen findet man überall; solche meinten, wenn der Schmied seinen Sohn einen so hohen Herrn werden lassen könnte, müsse er sich sehr gut stehen und brauche an ihnen kein Geld mehr zu verdienen. So verließen ihn viele Kunden, meist solche, die der Sohn durch seinen Stolz erbittert hatte.

Der Sohn kostete in der That viel; die Kleider

sind theuer; man hat hundert kleine und große Bedürfnisse, welche einfache Leute nicht kennen; man muß doch auch mal ein Konzert, ein Theater besuchen; man muß mit der Zeit gleichen Schritt halten und darum die Wirthshäuser besuchen, um dort die Zeitungen durchzublättern, denn anders kann man ja nie mitsprechen; und warum soll man denn nicht auch mal einen Ball mitmachen, wenn man schon seit Monaten heimlich ohne Wissen des Vaters sich an dem Tanzkursus betheiligt hat?

Die Mutter, die arme, blinde Mutter fand das Alles sehr natürlich und drückte dem jugendlichen Verschwender manches Fünffrankenstück heimlich in die Hand, das Vater Schwarz so mühsam und sauer verdient hatte. Wie leicht sind nicht fünf Franken verschwunden, und doch, wie viel Schweißtropfen müssen nicht in dieser Zeit der Konkurrenz zusammenfließen, ehe sie sich in ein solches Geldstück verwandeln!

Als endlich die Sparpfennige zur Neige gingen und man fürchtete, der Vater möchte doch mal dahinter kommen und dann wieder so plötzliche Anfälle von brausender Heftigkeit bekommen wie in der letzten Zeit öfters, — denn ein schwacher Schatten des väterlichen Ansehens blieb doch noch immer übrig, — fing der junge Herr an zu borgen. Kommt Zeit, kommt Rath, denkt Mancher und macht Schulden; aber die Zeit kommt regelmäßig uud sicher, die Bedürfnisse werden eher größer als kleiner; das Geld

dagegen, das man zu erringen hofft, kommt unregelmäßig und unsicher, und so kommt man aus den Schulden nicht heraus. Nur die Namen der Gläubiger wechseln, das ist Alles. Schuldenmachen zumal in der Jugend ist ein Abgrund, in den man an einem sanften, blumenreichen Abhange immer tiefer hinunter sinkt, und aus dem man sich oft nur dadurch erhebt, daß man statt der Schuld an Geld sich eine Schuld auf das Gewissen lädt.

Die Schmiede des alten Schwarz ist ruhig und still wie das Grab. Der Mann ist grau geworden, mürrisch, bleich und abgemagert. Man schreibt ihm bald diese, bald jene Krankheit zu; aber der Doktor, ein Greis mit Silberhaaren und viel Erfahrung, dessen scharfes Auge bis in die tiefste Tiefe des menschlichen Lebens durchgedrungen ist, schüttelt schmerzlich lächelnd den Kopf, als ihm Frau Schwarz all' die Vermuthungen der Nachbarfrauen über die Krankheit aufzählt und sagt:

„Es sitzt Euch hier, Vater Schwarz!" und er zeigte mit dem Finger auf's Herz. „Ihr habt Verdruß und Aerger, Mann", fuhr er fort und setzte sich neben den Lehnstuhl des armen Leiders. Dieser nickte traurig mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß der Doktor den wunden Fleck richtig getroffen hatte.

Die Frau verließ in dem Augenblicke die Wohnstube. Vater Schwarz erzählte nun dem Arzte sein häusliches Ungemach, bei dem der Sohn eine so große Rolle spielte. Es that dem kranken Manne

wohl, daß er seinem gepreßten Herzen mal Luft machen konnte.

„Sie denken, daß ich nichts merke!“ sagte der Kranke bitter lächelnd. „Und doch sehe ich klar wie den lichten Tag, daß wir mit Riesenschritten zurück gehen, daß der Gewinn immer kleiner und unbedeutender wird und die Schulden dagegen tagtäglich wachsen. Ja, Herr Doktor, Sie haben Recht, der Verdruß bringt mich um; es geht nicht mehr wie in meinen jungen Jahren.“

„Ich bedaure Euch von Herzen, Vater Schwarz, aber Ihr seid der Einzige nicht, der sich in einer so unnatürlichen Lage befindet. Höher, immer höher wollen, das ist die allgemeine Krankheit unserer Zeit. Allgemeine Unzufriedenheit herrscht in jedem Stande, Keiner sucht das Glück, wo er es suchen muß, in der eig'nen Brust und im eig'nen Hause, sondern Jeder denkt, durch den äußern Schein geblendet, daß das Glück nicht bei ihm, wohl aber bei den Nachbarn wohne. Der Handwerker wirft das Schurzfell ab, gibt sich in den Handel und eilt nach der Börse; der Bauer zieht den Kittel aus, verläßt Pflug und Egge und zieht in die Stadt, um in einem ehrvollern Stande als dem angebornen, dem Glücke nachzujagen. Ich habe nichts dagegen, daß man seine Lage und Hülfsmittel zu verbessern sucht, aber unsere Zeit fliegt zu hoch und verliert den Boden unter den Füßen. Man pflanzt keine Wiesenblume in fette Gartenerde, ohne daß sie aus der Art schlägt oder

verwelkt; und so verdirbt und verkümmert auch Mancher, der aus dem angebornen Stande herausgerissen und unnatürlich in die Höhe geschraubt wird."

„So denke ich auch darüber und bin für die Zukunft meines Sohnes bange, ganz bange," warf der Kranke dazwischen.

„Ihr hattet Recht, als Ihr Euren einzigen Sohn das väterliche Handwerk lernen lassen wolltet. Konnte er das, so hatte er ein sicheres Auskommen. Euer Name steht in gutem Klange und Euer Nachfolger bekam mit dem Geschäft zugleich eine gute Kundschaft. Der Junge hat was gelernt, und das fordert unsere Zeit mit Recht; er kounte seine Kenntnisse benutzen, um die neuen Erfindungen und Verbesserungen auf sein Handwerk anzuwenden und dasselbe zu erweitern; er konnte sich bei seinen Kenntnissen und wenn er bei Euch die Lehre mal gründlich durchgemacht hatte, ohne Kosten in den bedeutenden Fabrikstädten des In- und Auslandes weiter ausbilden, um alle Fortschritte der modernen Industrie und des blühenden Gewerbfleißes kennen zu lernen. So blieb er im Fache und war ein gemachter Mann; der Vater hatte etwas vom Sohne und würde es nicht gehindert haben, wenn seine Schmiede mit Verstand und ohne Uebereilung ein wenig nach dem neuen Schnitt eingerichtet wurde."

Der Mann nickte traurig; so ungefähr hatte er sich auch immer die Zukunft seines Sohnes vorgestellt.

„Nun habt Ihr Euren Sohn in die Höhe gebracht, aber Eure Mittel reichen nicht aus, ihn so

hoch zu halten, als er geklettert ist. Sein Stand in der Gesellschaft verlangt tausenderlei Dinge, die Ihr nicht kennt und gut entbehren könnt, und er wird mitmachen, wenn er auch nicht wollte. Das Salair eines Komptoristen ist gering im Vergleich zu den Bedürfnissen. Trotzdem stürzt sich Euer Sohn immer weiter in den Strom von Vergnügungen, Luxus und Aufwand; aber auf dem Strome segeln nur Reiche ohne Gefahr und der Arme leidet jämmerlich Schiffbruch. Wer soll am Ende die Kosten bezahlen? Armer Mann!"

Der arme Mann weinte wie ein Kind.

„Doch, das ist kein Tadel und Vorwurf für Euch," fuhr der Doktor fort, peinlich berührt durch die Thränen des Greises. „Ihr tragt das Herz auf dem richtigen Fleck und verdient, daß das Ende Eures Sohnes glücklicher ist als der Anfang. Wie viele Familien kenne ich nicht, worin es gerade so geht! Es ist, als ob die Guten und Bedächtigen vom Strudel mit fortgerissen würden, um auch ihrerseits gegen ihren Willen mitzuarbeiten am Ruin der menschlichen Gesellschaft. Ueberall ist es eine geringe Anzahl von Ehrgeizigen, die zur Arbeit keine Lust haben, von Schmarotzern, die auf Kosten der Andern leben, welche das große Wort führt und das gute Element unterdrückt. Sie wissen nicht wo aus und ein, haben nichts mehr zu verlieren, schmieden Pläne, stiften Unruhe, untergraben Staat und Kirche, um dann nach Herzenslust im Trüben zu fischen."

Der alte Doktor sprach mit einer gewissen Aufregung und Heftigkeit, aber im Tone seiner Stimme lag eine tiefe Ueberzeugung. Und seine Schilderung der heutigen gesellschaftlichen Zustände enthält viel Wahrheit. Um aber ein wenig Balsam auf die Wunde zu legen, faßte er die arbeitsharte Hand des schluchzenden Kranken und drückte sie innig.

„Ich denke dabei nicht an Euren Sohn," sagte er mit Wärme. „Gott gebe, daß er bei dem gewagten Glücksspiele ein hohes Loos ziehe, immer ein gutes, kindliches und einfaches Herz bewahre und seinem braven Vater das Leben nicht noch bitterer mache als es jetzt schon ist."

„Das wird Wilhelm nie thun!" fiel die Mutter ein wenig scharf ein. Sie war gerade hereingetreten und hatte die letzten Worte gehört.

„Ich hoffe es," sagte der Doktor, aber im Grunde des Herzens zweifelte er stark daran. Er war ein Greis mit Silberhaaren und hatte viel Erfahrung.

6.

Der Vogel wird flügge.

Es war Winter geworden. Der Schnee bedeckte die abgestorbene Natur mit seinem weißen Bahrtuche. Nacht für Nacht stieg er höher und klammerte sich überall fest. Die Stille des Winters machte die

Ruhe in der Schmiede noch unheimlicher. Der alte Schwarz war noch immer nicht wieder besser. Wenn der Schnee jeden Morgen höher gestiegen war und auf den Fensterbänken und Fenstersprossen der Schmiede immer höher an den mit Eisblumen bedeckten Scheiben hinaufkroch, rillte es ihm eiskalt durch die Glieder; es war ihm, als lebe der Schnee und schleiche immer näher und näher heran, um die Schmiede, das Haus und ihn selbst mit seinem Leichentuche zu bedecken. Das war ein dummer Gedanke, das sah er ganz gut ein, aber was er auch that, er wurde ihn nicht los.

Neujahr war gekommen. Schneite es draußen, es schneite nun auch drinnen im Hause. Aber es waren für den Schmied ganz neumodische Schneeflocken, die da zur Thür hinein schneiten: hübsche, weiße, sorgfältig gefaltete Papierchen, mit Linien durchzogen und am Rande mit langen Reihen kleiner schwarzer Zahlen verziert. Es waren die Rechnungen vom Handschuhmacher, Friseur und Hutmacher; es waren Rechnungen über Cigarren, Parfümerien und Galanteriewaaren, — tausenderlei Schnurrpfeifereien, die der Schmied nicht verstand und nicht kannte, ohne welche man aber in der feinen Welt nicht für „nobel“ und von „guter Familie“ gilt.

Der Schmied war wie vom Blitze getroffen; die Frau verbarg vor Scham ihr Gesicht hinter der Schürze und weinte bitterlich. Der Schmied war bleicher wie das weiße Bahrkleid des Schnee's und

sagte lange kein Wort; er rieb sich die Augen, weil er hoffte, er hätte nicht recht gesehen. Endlich sagte er im Ton der Verzweiflung, während er die Rechnungen mit zitternder Hand seiner Gattin reichte:

„Sieh', Frau! hier ist die traurige Wahrheit davon, was uns der Doktor neulich gesagt hat. Unser Sohn vergeudet auf leichtsinnige Weise, was wir seit Jahren mit Mühe und Sorgen verdient und erspart haben. Du träumst Dir, der Junge würde unser Stolz und unsere Freude im Alter sein, ich aber schäme mich eines Kindes, das seinen alten Eltern das Geld so aus der Tasche stiehlt."

Die Mutter schwieg; sie fühlte, daß sie schwere Schuld hatte an dem häuslichen Unglücke, das über sie gekommen war. Aber der Sohn war und blieb doch ihr Kind, sie mußte ihn in Schutz nehmen.

„Aber er hat auch viel mehr nöthig als wir," warf sie endlich kleinlaut dazwischen.

„Hat er das denn nicht bekommen? Habe ich nicht an ihn dreimal mehr Geld angelegt als für uns beide? Habe ich mich je geweigert, wenn er wirklich etwas nöthig hatte? Aber sich hinter meinem Rücken Sachen kaufen, die er nicht nöthig hat, das ist sündhaft, das ist schändlich! Oder sag' mal selbst, was hatte er von all' dem Zeuge hier auf den Rechnungen nöthig?"

Wenn man seine Schuld fühlt, läßt sich schlecht streiten.

„Um Gotteswillen, Mann, sei ruhig," sagte sie begütigend, „es zerreißt mir das Herz. Ich allein habe die Schuld, Wilhelm kann nichts dazu. Ich

habe von all' den Ausgaben gewußt, ich habe ihm versprochen, sie zu bezahlen, aber ich konnte nicht. Glaube nur, Wilhelm ist unschuldig."

Das Letztere war nicht wahr. Sie begriff noch weniger wie ihr Mann, woher all' die Schulden kamen, weil sie dem Sohne gerade für solche Dinge manches Fünffrankenstück zugesteckt hatte. Aber aus blinder Mutterliebe vergrößerte sie ihre Schuld und scheute selbst vor einer Lüge nicht zurück.

„Schweig', Frau," sagte der Schmied ernst, „Du bist und bleibst Mutter, aber Deine Lügen können mich nicht hinter's Licht führen. Warum hast Du Dich denn so über die Rechnungen verwundert? Aber Du warst bis jetzt blind und nun siehst Du. Es ist weniger Deine als meine Schuld; ich hätte mein väterliches Ansehen behaupten müssen. Aber ich wollte Ruhe haben und gab darum endlich nach. Ich hätte das nicht thun dürfen, aber ich hoffte auch, es würde gut gehen. Die Schulden wollen wir bezahlen, das muß so sein, aber wenn es so fortgeht, sehen wir einer traurigen Zukunft entgegen. Wir werden im Krankenhause oder auf einer Handvoll Stroh sterben."

Zum Glück für die Mutter sprach der Schmied kein Wort weiter über die Sache. Aber sie dachte den ganzen Tag daran. Sie war bange vor der Rückkehr des Sohnes am Abend und blieb daher bis spät in die Nacht vor dem ausgebrannten Heerdfeuer sitzen, um ihn zu erwarten. Die alte Schwarzwälder

Kuckuksuhr tickte schwer und dröhnend eine Sekunde nach der andern, aber der Sohn kam nicht. Schlafen konnte sie auch nicht. Schon hundertmal hat sie sich in Gedanken wiederholt, was sie dem Sohne sagen will. Sie will ihm bittere Vorwürfe machen, sie will ihm die Wahrheit unumwunden in's Gesicht sagen, sie will ihm den Abgrund lebendig vor Augen malen, vor dem er steht; — dann will sie Balsam auf die Wunde legen, sie will ihn bitten und flehen, doch dem theuern verschwenderischen Leben zu entsagen, sie will sogar vor ihm auf die Kniee fallen, wenn er widerspänstig ist. Aber nein, das wird er nicht sein, davon ist sie überzeugt; ihr Sohn wird weinend und reumüthig um Verzeihung flehen und sein Leben bessern.

Eitle Träume!

Frau Schwarz wartete vergebens die ganze Nacht auf ihren Sohn; er kam nicht nach Hause.

Als der Vater am andern Morgen schwach und kränklich die Treppe herunter kam und nach seinem Sohne fragte, gab ihm die Mutter zögernd zur Antwort, er sei bereits aus dem Hause gegangen. Es wurde Mittag, und der Sohn kam nicht zurück. In fieberhafter Aufregung hing die Mutter den alten Radmantel von Tuch, ein Erbstück ihrer seligen Mutter, um die Schultern und verließ schweren Herzens das Haus. Sie achtete nicht auf den Schnee, nicht auf die Leute, die ihr verwundert nachsahen. Tausend bange Gedanken bestürmten sie. Sie richtete ihre Schritte nach dem Komptoir; in der Thür be-

gegnete ihr ein blutjunges, fein geschniegeltes Herrchen. Sie fragte ihn und erhielt von ihm mit einem spöttischen, verächtlichen Lächeln zur Antwort, daß sein Kollege Wilhelm Schwarz nicht auf dem Komptoir, sondern jedenfalls zu Hause sei.

„Zu Hause!“ rief die gute Frau ängstlich und verwundert. „Nein, zu Hause ist er nicht. Ich bin seine Mutter.“

„Ha!“ spottete der junge Windbeutel und machte eine höchst komische Verbeugung vor der armen Frau. „Es freut mich sehr, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen, Frau Schwarz!“

Die arme Frau wurde ganz verlegen; sie merkte erst jetzt, daß sie noch im Morgenanzuge war.

„Nun, Frau Schwarz, dann müssen Sie sich gefälligst nach der rue du Faubourg National, Numero 28, bemühen. Dort werden Sie in dem neuen Putzmacherladen, worin ein paar allerliebste, reizende Mädchen sind, Ihren Herrn Sohn auf seiner neuen Stube finden. Rue du Faubourg National, Numero 28, eine Treppe hoch! Madame Schwarz, Ihr ergebenster, gehorsamster Diener!“ Und der freche Spötter machte noch einmal seine komische Beugung, drehte sich wie ein Kreisel auf dem Absatze rund und ging lachend hin.

Die hellen Thränen standen der armen Frau in den Augen.

„Numero 28 ....“ murmelte sie leise vor sich hin, während sie in größter Eile durch die Straßen

flog. „Auf seiner neuen Stube .... Wird Wilhelm uns denn verlassen haben? Gott, sollte es wahr sein, daß er sich seiner Eltern schämt? Und sind solche kahle Windbeutel wie der eben die Freunde meines Sohnes, halbwüchsige Burschen, die noch nicht recht trocken hinter den Ohren sind und mit alten Leuten wie ich ihren frechen Spott treiben? Ach, wäre er Schmied geworden wie sein Vater, es wäre doch besser! Numero 28, hat er gesagt... Numero 28... eine Treppe hoch ... Putzmacherladen ... das ist ja hier."

Mit klopfendem Herzen trat sie in den Laden, in dem wirklich ein paar allerliebste, reizende Lärvchen aus den zierlich aufgestellten Hüten und Hütchen, Blumen und Spitzen hervorsahen, zwei Mädchen, die jedem Herrn, der vorüber kam, nachsahen und eine Bemerkung über ihn machten, und die ein allersüßestes Lächeln und eine graziöse Beugung für jeden Herrn in Bereitschaft hatten, der ihnen die Ehre anthat, den Hut zu ziehen.

Schüchtern trat die Frau herein; sie war bei all' der Pracht verlegen, weil sie so ärmlich aussah.

„Fräulein, wohnt hier nicht" ... sie wollte sagen „mein Sohn", aber sie dachte an den jungen Windbeutel im Komptoir und wiederholte: „Wohnt hier nicht ein Herr ..."

„Ja, Frau, hier wohnt ein Herr!" warf das eine der lachlustigen Mädchen recht unbescheiden dazwischen.

„Herr Wilhelm Schwarz?" fragte die Mutter in der breiten elsässischen Mundart.

„Herr Wilhelm Schwarz?“ wiederholte das andere Mädchen in demselben Tone.

Die Mutter nickte.

„Nein, der Herr, der hier bei uns im Hause wohnt, heißt Monsieur Guillaume Noir.“

„Giljohm Noahr? Nein, den Herrn kenne ich nicht; dann bin ich hier verkehrt gekommen. Entschuldigen Sie, Fräulein!“ antwortete die Mutter und verließ den Laden. Das Herz war ihr voll bis zum Ueberlaufen. Ach, hätte das junge, fröhliche und lachlustige Völkchen nur gewußt, wie es im Herzen der armen Frau aussah!

Sie wußte nicht, daß „Noir“ nur die Verwälschung ihres ehrlichen Namens war. Die Mädchen wußten es, aber sie dachten nicht daran, denn sie hatten etwas Anderes zu thun; sie mußten lachen. Es war auch so lächerlich, daß diese alte Frau mit dem bleichen, verstörten Gesichte, der einfachen Mütze und dem beschneiten Radmantel nach dem lebensfrohen jungen Herrn fragte!

Frau Schwarz hatte kaum einige Schritte zurückgelegt, als der Herr, der die Stuben über dem Laden bewohnte, hastig die Treppe hinunterstürmte. Er hatte die Stimme seiner Mutter erkannt, aber gewartet, bis sie fort war; dort ging sie noch, wenige Schritte vom Hause, langsam über die Straße. Das Blut stieg ihm zu Kopfe, als er stotternd die noch immer lachenden Mädchen fragte:

„Was war da los?“

„Das arme Weib fragte nach einem gewissen Herrn Wilhelm Schwarz," sagte das Mädchen und ahmte wieder täuschend die Stimme der Frau nach.

Das Weib! — So sprach man von seiner Mutter! — —

„Ei, Monsieur Noir, das müssen Sie ja doch sein, denn „Schwarz" und „Noir" ist ja dasselbe," sagte das andere Fräulein und wußte kaum, wie sie über ihre Vergeßlichkeit lachen sollte.

„O, das ist eine arme Alte, der ich zuweilen am Komptoir eine Kleinigkeit in die Hand drücke. Die Leute verfolgen Einen doch auf Schritt und Tritt!" sagte der mißrathene Sohn. Er mußte sich umdrehen, um das Schamroth zu verbergen, das seine Wangen doch noch färbte.

Als er zum Komptoir ging, sagte er den Mädchen gelegentlich im Vorbeigehen, wenn die alte Frau wiederkäme, möchten sie nur sagen, er sei nicht zu Hause; solche Leute würden leicht lästig.

Guillaume wohnte also zur Miethe; er hatte plötzlich mit seiner Familie abgebrochen, weil er den Sturm wegen der Rechnungen gefürchtet hatte und weil er behauptete, daß die Leute wegen ihres geringen Standes und des Mangels an Bildung ein Hinderniß für ihn wären, um in der Welt voran zu kommen. Er hatte seinen trivialen deutschen Namen in das Wälsche übersetzt, weil das besser klang, wie er meinte, und ihn auch besser verbergen konnte, und er war unter diesem Namen schon bei einigen Freun-

den, wie wir gesehen haben, bekannt. Uebrigens gefiel es ihm in Straßburg nicht mehr; er wollte bei erster Gelegenheit fort.

Die Wahrheit mußte in der Schmiede doch bald an den Tag kommen; daher erzählte die arme Mutter unter einer Fluth von Thränen, was sie vernommen hatte. Hätte sie Alles gewußt, es wäre ihr Tod gewesen. Vater Schwarz war außer sich vor Aerger und Unwillen und er murmelte einige Worte, die klangen wie ein Fluch.

„Das steht heilig fest," sagte er zu seiner Frau, „hier in dieses Haus soll er, so lange ich lebe, keinen Fuß wieder setzen!"

Am andern Tage enthielt der Straßburger Kourier eine Annonce, worin Vater Schwarz die Leute warnte, „seinem Sohne Wilhelm Schwarz oder Guillaume Noir nichts mehr zu borgen, weil er für keine Schuld desselben mehr einstehen würde." Die Annonce wurde jedoch theils übersehen, theils bald vergessen.

7.

Tiefer Fall.

Wir wollen Guillaume's Leben nicht in allen Einzelheiten schildern; für den Leser genügt es zu wissen, daß der junge Glücksritter einen unüberlegten dummen Streich gemacht hatte, als er mit seinen

Eltern brach, denn aus seinen eigenen Mitteln konnte er das verschwenderische Leben nicht lange mehr bestreiten, und er hatte sich obendrein jeden Weg zur Umkehr abgeschnitten.

Eben so wenig wollen wir schildern, welche Mittel eine liebende Mutter, der leider die Augen zu spät aufgingen, nicht alle anwandte, um den Sohn zu einem mäßigen, soliden Leben, zur Versöhnung mit Gott und der Kirche, mit Vater und Mutter zurückzuführen. Sie versuchte Alles, aber vergebens. Jedesmal, wenn sie den ungerathenen Sohn aufgesucht hatte, wurde ihre Herzenswunde nur tiefer und blutiger. Zuletzt hatte auch sie den Sohn aufgegeben.

Guillaume ritt zu Pferde, besuchte die Oper, wurde Dilettant der Musik und Mitglied eines Liebhabertheaters; er war elegant gegen das schöne Geschlecht, war der Löwe auf den Bällen und der interessanteste und amüsanteste Gesellschafter auf den Kahnpartien auf dem Ill und dem Rheine und bei den Ausflügen in die reizenden Thäler der Vogesen, kurz, er verzehrte zehnmal mehr als er verdiente. Am Ende erging es ihm wie Allen, die leichtsinnig Schulden auf Schulden häufen: die Gläubiger klopften vom frühen Morgen bis zum späten Abend an seine Thür, und alle List und Schlauheit, die er auch anwandte, genügten nicht, um ihn vor ihren Argusaugen zu verbergen. Die ewigen Vertröstungen und Ausflüchte wirkten besser als die Annonce des ehrlichen Schmiedes: es wollte ihm kein Mensch mehr borgen.

Es war nun ein Jahr, seitdem er für seine Eltern so gut wie gestorben war und seitdem er die Straße und Umgegend vermied, wo er den Seinigen zu begegnen fürchtete. Wohin sollte er sich wenden, wenn er nicht mehr wußte, wo aus und ein, wenn er mal krank wurde?

Seine Freunde? — Aber die waren arme Teufel wie er auch und sahen es für eine Ehre an, wenn sie für Roués durchgingen. Obendrein hatte Guillaume keine wahren Freunde. Sein Vater? — Er zitterte bei dem Gedanken an den unerbittlich gewordenen Greis. Seine Mutter? — Er hat sie mehr als zehnmal abgewiesen, ohne einen Augenblick Mitleiden mit ihren Thränen zu haben.

Geld, Geld mußte er haben, oder er war rettungslos verloren! Am folgenden Morgen sollte er seinem Prinzipal Rechnung legen, da er seit einiger Zeit kleinere Summen einkassirt hatte, und es fehlten mehr als zweitausend Franks in der Kasse. Könnte er sich nur aus dem Staube machen, weit, weit weg, wo ihn Niemand kennt! Aber er hat kein Geld, und ohne Geld kommt man nicht weit.

In dieser fürchterlichen Noth richtet Guillaume seine Schritte nach der Schmiede. Es war Abend; zehnmal ging er am Eingange der einsamen Straße vorbei. Aber es zog ihn wie mit unsichtbaren Banden immer wieder in die Nähe. Er trat in die Straße, Alles ist grabesstill. Dumpf hallt sein Schritt durch die Nacht; sein Herz klopft fast hör-

bar. Endlich steht der undankbare Sohn vor dem Hause seines Vaters; es ist schon geschlossen. Lange zögert er, ob er klopfen soll oder nicht; er geht fort, kommt zurück und schlägt endlich mit dem eisernen Klopfer stark auf die Hausthür.

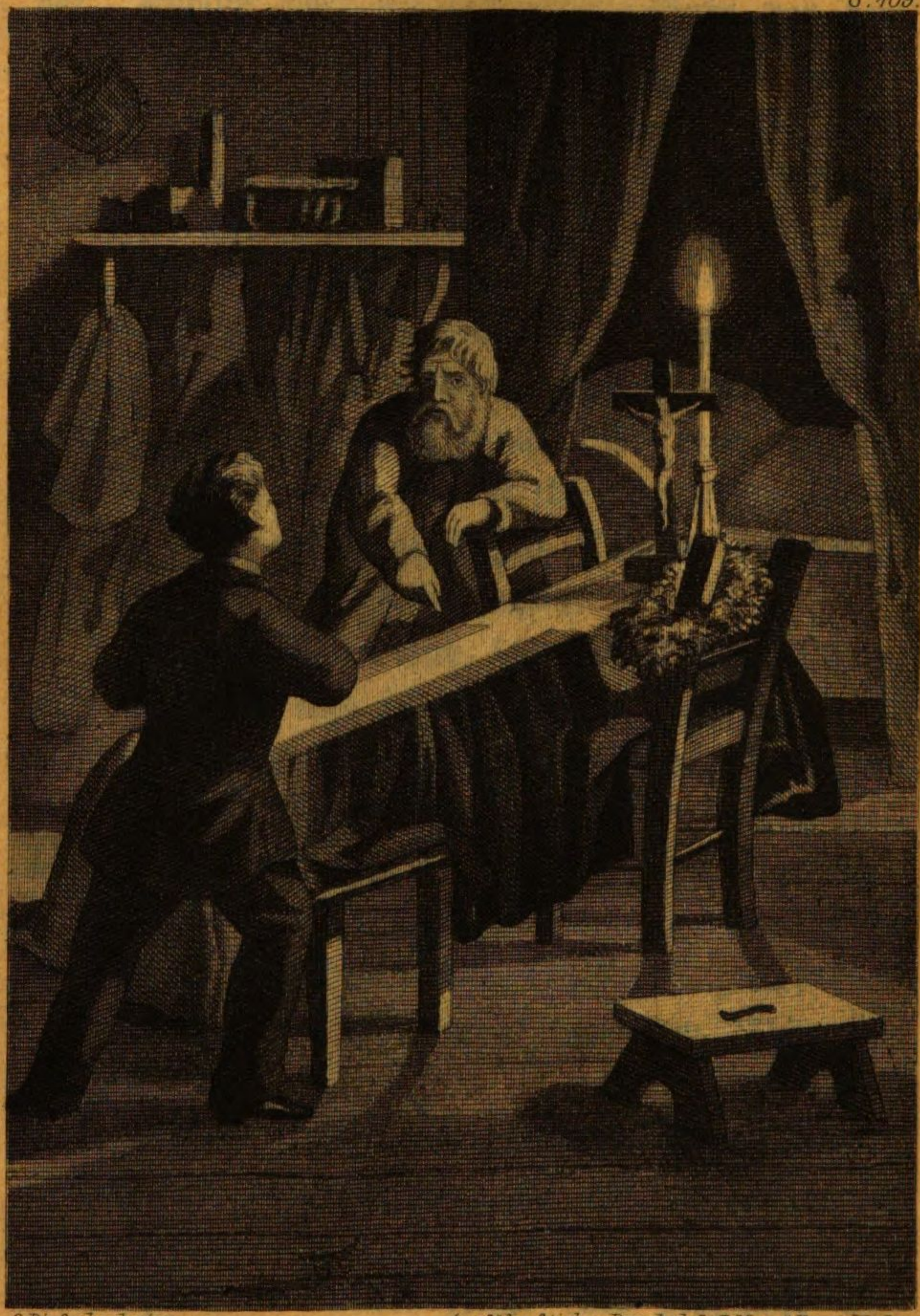
Niemand antwortet ihm.

Er klopft nochmals stärker wie vorhin. Lautlose Stille. Nachdem er nochmals geklopft hat, hört er endlich ein Geräusch im Hause. Er hofft, daß es die Mutter ist; dann kann er ihr allein, ohne Wissen des Vaters, seinen gräßlichen Zustand offenbaren. Sie wird, sie muß Rath schaffen.

Die alte Thür wird langsam und mit Mühe, offenbar durch eine schwache Hand, geöffnet. Es war ein kleines fremdes Mädchen, das schüchtern offen machte. Die Schmiede und Küche waren dunkel; nur in der Wohnstube brannte ein schwaches Licht.

„Wo ist meine Mutter?“ fragte der unglückliche Jüngling. Das fremde Mädchen sagte: „Da!“ und zeigte nach der halb offen stehenden Thür der Wohnstube.

Wankend schritt der verlorene Sohn zwischen Amboß und Schraubstock durch auf die Thüre zu. Es war ihm, als ob er in die Erde sinken müßte vor Scham und wilder Reue. Ein gräßlicher Anblick wartet seiner. Mitten in der Stube steht ein Sarg auf vier Stühlen, mit einem schwarzen Tuche überdeckt. Das Licht, das ihm den Weg gezeigt hatte, rührte von einer geweihten Kerze her, die nebst



C. Diefenbach pinx. Ausführ., Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Schnettler, Bei schlichten Leuten. I.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.

einem Kruzifixe auf dem Sarge stand. Der Jüngling stand wie versteinert; seine Zunge weigerte ihren Dienst.

„Wo ist meine Mutter?“ preßte er endlich mit Gewalt aus der Kehle.

Während dessen erhob sich eine Mannesgestalt langsam aus dem Schatten, eine Gestalt, die wirklich aus dem Grabe zu steigen schien. Es war sein Vater. Er sah bleich und abgemagert aus wie ein Todter; nur seine Augen rollten furchtbar in den Höhlen. Seine Haare sind schneeweiß und stehen wirr um seinen Kopf. Um das bleiche Gesicht rahmt sich der schwarz gebliebene Bart. Mit glühenden Augen sah das Gespenst — denn so sah Vater Schwarz aus — den Sohn an, zeigte mit dem Finger auf den Sarg und sagte mit hohler Stimme:

„Da!“

„Vater!“ jammerte der unglückliche Sohn.

„Ruhig! Die gute Frau schläft, sie schläft auf ewig. Ein Ungeheuer, das sie Sohn nannte, hat sie ermordet, langsam ermordet .... Fluch über das Kind! .... Es hat seine Eltern verlassen, mit Füßen getreten .... Mörder! Mörder!“ .... Diese letzten Worte richtete der sinnlose Alte mit donnernder Stimme an seinen Sohn, obgleich er diesen nicht erkannt hatte.

Wie der Blitz flog Guillauume aus dem Hause und eilte über die Straße. Der Schrecken gab ihm

Flügel. Weit von der unheimlichen Stätte machte er erschöpft Halt und kam wieder zur Besinnung. Sein Gewissen war erwacht. Er wollte zurückkehren, sich seinem Vater zu Füßen werfen und ihn um Verzeihung bitten.

Als Guillaume sich dem Hause näherte, hörte er ein wunderliches, gespenstisches Geräusch. Er legte das Ohr an die Thür. Der irrsinnig gewordene Schmied hämmerte wie toll auf den Amboß und sang mit hohler, herzzerreißender Stimme das Lied der Schmiede aus seinen jungen Jahren.

Wie von Furien gejagt rannte der unglückliche Sohn von einer Straße zur andern. „Mörder, Mörder!“ so klang es ihm in die Ohren; noch immer hörte er das wilde Gehämmer und das unheimliche Lied. Plötzlich stand er an der großen Schleuse und warf einen Blick auf das Wasser, das durch den Wind in plätschernde Bewegung gebracht wurde. Er bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, zog sie wieder fort und zitterte an allen Gliedern, als sein Auge auf das rauschende dunkle Wasser fiel. Unwillkürlich sprang er einige Schritte zurück, bedeckte nochmals das Gesicht, schnellte plötzlich vorwärts über den Rasen, der den jähen Abhang nach dem Flusse überzieht, und ....

Am folgenden Abend las man im Straßburger Kourier unter den Neuigkeiten: „Diesen Morgen hat man aus dem Ill vor der großen Schleuse die Leiche eines jungen Mannes aus dem Wasser gezogen, Namens Guillaume Noir, der gestern Abend, durch die Dunkelheit irre geführt, bei der Rückkehr nach Hause in's Wasser gefallen sein muß. Die Familie ist, wie wir hören, durch den Verlust des hoffnungsvollen Sohnes arg getroffen; die Mutter, welche krank darnieder lag, ist bei der Kunde von dem Unglück des Sohnes plötzlich gestorben, und der alte Vater, dessen Geistesvermögen ohnehin schon gelitten hatten, ist durch den doppelten Schlag, der ihn getroffen, irrsinnig geworden."

So schreibt man häufig in unseren Tagen Geschichte!

Jahre sind seit jener Zeit verflossen; die Gräber der Todten sind nicht mehr zu erkennen; die rußige Schmiede in der einsamen Straße ist verschwunden; Vater Schwarz ist von dem Irrenhause nach dem Kirchhof gekommen. Daher dürfen wir jetzt den Schleier wegnehmen, der über den Vorfällen liegt. Der Leser aber wird uns vielleicht für den Versuch dankbar sein, die allgemeine Krankheit unserer Zeit, die Unzufriedenheit im eigenen Stande und die Sucht, höher zu fliegen, in ihren traurigen

Folgen beleuchtet und auf den verderblichen Einfluß einer falschen, nur auf Schein und Sinnengenuß beruhenden Bildung hingewiesen zu haben, wodurch schon manches jugendliche Leben vergiftet und schon manche brave Familie zu Grunde gerichtet wurde.

III.

Alt und neu.

Dorfgeschichte

aus dem Münsterlande

von

Friedrich Schnettler.

Alt und neu.

1.

Aus der guten alten Zeit.

Es ist eines Samstagabends im Sommer. Es ist den Tag über glühend heiß gewesen, aber endlich hat die grelle, feurige Sonne dem milden, freundlichen Monde und die schwüle Hitze des Tages der linden Kühle des Abends weichen müssen. Die Luft ist so erquickend und milde, der feine Duft der Blüthen und des frischen Laubes erfüllt Alles umher und es plaudert sich nach der Last und Hitze des Tages so gemüthlich in der traulichen Dämmerung, daß es keine kleine Ueberwindung kostet, wenn man sich von der freien, friedlichen Natur trennen und in der dumpfen Stube in das warme Bett begeben will.

Wir führen den Leser in das stille Dörfchen Ostberge im Münsterlande.

Die Landstraße, zu beiden Seiten mit Ebereschen besetzt, aus deren gefiedertem Laube schon die gelbrothen Vogelbeeren lugen, führt durch ein junges Ge-

hölz, welches die Hügel vor dem Dorfe krönt und dieses von zwei Seiten wie mit schützenden Armen einschließt. Das Mondlicht stiehlt sich durch das junge Laub und malt allerlei Figuren auf den Waldesboden und an die Stämme der Bäume, und wenn der Abendwind durch die Wipfel säuselt, nicken sich die Figuren freundlich guten Abend zu. Wie ein breites Band, das um einen grünen duftenden Strauß geschlungen ist, so zieht sich der Weg durch das saftige junge Gebüsch.

Doch, wir verlassen die staubige Landstraße und folgen dem Fußpfade, der sich in sanfter Neigung und in malerischen Windungen durch das lichter werdende Gebüsch und das fruchtbare Gelände schlängelt. Bald stehen wir zwischen hohen breiten Wallhecken, welche die Felder und Kämpe einschließen, und wenn wir über eins der Thore aus den däftigen Zeiten der Großväter sehen, einen mannsdicken Eichenstamm, der sich auf einem noch dickern Pfahle dreht und durch Steine am kürzern Ende im Gleichgewichte erhalten wird, so erblicken wir sich leise wiegende Wogen des Korns oder fette Weiden, auf denen bunte Kühe in malerischen Gruppen im hohen Grase liegen und wiederkäuen. Das dunkle träumende Wasser vor den Wallhecken und die mit gelben und weißen Teichrosen besäten Kolke auf den Kämpen erglänzen im Mondlichte wie flüssiges Silber; Frösche stecken die Köpfe heraus, rufen erst leise und dann laut und frech und ducken sich dann wieder geschwind unter die breiten

Blätterschilde der Teichrosen oder das schaukelnde, mit weißen Blumensternen bestreute Entengras, als wollten sie mit dem Monde Dusiehstmichdochnicht spielen. Ein leichter Nebelflor steigt auf und schwebt einige Fuß über der Erde; tausend Thauperlen setzen sich an die Grashalme und Blüthen und das Mondlicht glitzert und blinkt darin, daß stets eine breite Straße glänzender Tröpfchen zwischen unserm Auge und dem Monde liegt.

Stimmen ertönen; wir schreiten durch einige Gartenstiegen und ehe wir daran denken, befinden wir uns im Dorfe, das sich hinter einem Walde von Obstbäumen vor unsern Blicken versteckt hat. Gerade vor uns schimmern die weißen Kalkwände der Dorfkirche durch die Stämme und das Laub der Linden; die weißen Kreuze auf den Gräbern leuchten durch die Trauerweiden und die Grabsteine nehmen wunderliche Formen an. Wir ziehen die Mütze vor dem hohen Kreuzbilde, der Hoffnung Aller, die zu seinen Füßen den langen Todesschlummer schlafen, und folgen der Dorfstraße. Hunde bellen uns an; erst einer, dann zwei und schließlich ein ganzes Dutzend. „Hier, Bello! Karo, kusch dich! Willst du wohl hier, Erdmann! Pst, Teckel!“ so tönt es von allen Seiten; wir schauen uns um, wo die Stimmen denn eigentlich herkommen, und sehen, wie die Dörfler überall in der Abendkühle vor den Häusern sitzen und plaudern. Hier sitzt der Großvater mit dampfender Pfeife vor der Thüre und blickt stillvergnügt

zu der Tochter hinüber inmitten ihrer Kinder; dort lehnen sich die Burschen an die Thürpfosten und werfen den Mädchen neckende Worte zu, die noch emsig über Kessel und Pfannen scheuren, und die Kleinen sehen mit ihren treuen Augen stracks in den guten Mond und erwarten jeden Augenblick mit Bangen den Befehl, zu Bette zu gehen.

So sitzt da Jung und Alt, Arm und Reich nach der sauren arbeitsvollen Woche vor dem Hause und freut sich auf den morgigen Sonntag. Selbst der greise Pfarrer sitzt in seinem Garten auf der grünen Lattenbank vor dem Steintische, denkt über die Predigt nach und raucht seine Meerschaumpfeife. Fenster und Thüren stehen überall weit offen, um der frischen Abendluft freien Zugang zu lassen, und beim Scheine des Heerdfeuers kann man ganz gut sehen, wie weit die Mütter mit dem Essen gediehen sind.

Wir gehen weiter durch das Dorf und freuen uns über die malerische Unordnung, in der die Häuser durch einander gewürfelt sind; das ist weit natürlicher, als wenn die Häuser wie Soldaten in einer langen, langweiligen Linie stehen. Die Bäume im Walde und die Blumen auf dem Anger stehen auch nicht in der Reihe.

Wie wir so ruhig weiter schlendern, bemerken wir auf einmal rechts und links von Kramer's Hofe zwei Häuser, die eine Ausnahme von der Regel bil-

den; Fenster und Thüren sind geschlossen und vor dem Hause sehen wir keinen Menschen.

In dem Häuschen rechts, das noch ziemlich neu zu sein scheint, wohnt seit zwei Jahren ein junger Schreiner, Joseph Wilmsen; er ist ein schlanker hübscher Mann und achtundzwanzig Jahre alt. Ein verwaistes Kind aus dem Dorfe, ist er bei einer fernen Tante aufgewachsen und hat sich vor zwei Jahren im Dorfe niedergelassen, wo ihm noch ein Läppchen Grund gehörte, sich ein Haus gebaut und froh und rüstig darin gearbeitet. Alle Mütter sind gut auf ihn zu sprechen, die Mädchen nicht minder, und wenn die Burschen ihn auch hinter dem Rücken einen Prahlhans und kahlen Prunker nennen, so erreichen sie damit doch nichts, denn etwas Prunk und etwas Wind sehen die Mädchen gern. „Wer nichts ist und sich dann nichts dünkt, der ist gar nichts," denken sie mit dem Sprichworte, und sie nahmen es Joseph gar nicht übel, daß er etwas auf sich hielt, zumal da er Jahre lang in größeren Städten als Geselle gelebt hatte. Joseph hatte noch keine Familie; eine Cousine hielt ihm Haus, und es war ein Glück, daß dieselbe einen Buckel hatte und in Folge der Pocken ein Gesicht, als ob man ihr Erbsen darin gedroschen hätte, sonst würden die neidischen Burschen auch hierüber ihr Sprechen gehabt haben.

Die bucklige Liese hatte des Samstagabends keine Zeit, sich auf der Lattenbank vor dem Hause

Ruhe zu gönnen, denn sie hatte noch alle Hände voll Arbeit, und wenn Joseph auch schon seit einer Stunde Hobel und Säge hingelegt und Feierabend gemacht hatte, so schien er doch kein Behagen darin zu finden, sich mutterseelen allein dahin zu setzen, sondern er ging mit den Händen auf dem Rücken und tief in Gedanken unter den dichtbelaubten Kastanienbäumen auf und ab, die den Weg nach dem adeligen Gute in Doppelreihen umsäumten. „Er ist zu hoffärtig dazu, sich zu uns zu setzen," sagten die Burschen; „er hat andere Sperlinge auf dem Dache," meinten die Mütter.

An der andern Seite wohnte in einem großen, aber alten Hause Berend Menge mit seiner Frau Thriene und seiner einzigen Tochter Anna; an dem Anbau an der einen Seite des Hauses, an den Bretterhaufen daneben und an den Abfallstücken auf der Holzbahn so wie an der Folterbank der Zimmerleute und Schreiner, der Vorrichtung zum Bohlensägen, konnte man zur Genüge entnehmen, daß Berend Menge auch ein Schreiner war. In der Werkstatt brannte kein Licht, das war am Samstagabend selbstverständlich, aber auch Thür und Fenster waren geschlossen und keine lebende Seele ließ sich vor dem Hause blicken.

So war es den ganzen Vorsommer gewesen und den Nachbarn war das um so mehr aufgefallen, da der alte Berend sonst so gern im Kreise der Dörfler gesessen und schlicht und einfach von der

guten alten Zeit erzählt hatte. Es nagte ein Wurm am Familienglücke, das war klar, und die meisten schoben die Schuld auf den „alten Brummbär“, der immer mürrischer und verdrießlicher würde. Man wollte auch wissen, daß es mit Mengen immer mehr zurück ginge. Den ganzen Sommer hatte er kein größeres Stück Arbeit gehabt; nur etwas Altflickerei, einem Stuhle die zerbrochenen Beine zu heilen oder ein paar Fenster „anzuschuhen“ und derlei Kleinigkeiten. Von den fünf Gesellen, die er vor zwei Jahren gehabt hatte, ehe sich Joseph Wilmsen im Dorfe setzte, war nur ein Lehrjunge übrig geblieben. Das Haus, worin er wohnte, war zwar dem Namen nach sein Eigenthum, aber man behauptete, es lasteten mehr Thaler Schulden darauf wie Ziegel auf dem Dache, und vor zwei, drei Monaten war der Amtsdiener mehrmals dagewesen, gewiß um an die rückständigen Zinsen zu erinnern, und „wenn Einem die Leute mit rothem Kragen und blanken Knöpfen so viel über die Schwelle kommen“, sagte der selige Schneider Jürgens, da er noch lebte, „dann weiß man wohl, wie viel die Uhr geschlagen hat.“ —

Wir wollen uns mal näher in dem Hause umsehen, ob die Leute mit ihrem Gerede Recht haben.

Wir öffnen die schwere grüne, in der Mitte durchbrochene Hausthür mit dem altmodigen Klopfer darauf und stehen in der Küche. Ein großes Feuer flackert auf dem Heerde, der gewiß ein Viertel des

Raumes einnimmt. Bückt euch ein wenig, sonst könnt ihr euch abscheulich an dem weit vorstehenden Schornsteinmantel stoßen. An dem einen der beiden verschiebbaren Kesselhalter, die recht blank gehalten sind und die Figur eines in der Naturgeschichte unbekannten stacheligen Ungeheuers haben, hängt ein kleiner eiserner Topf, in dem das Wasser lustig prüttelt, daß die Blasen neben dem Deckel aufspritzen; gewiß recht bequem, denn die beiden Kesselhalter, auf denen eine kunstlose Hand die Jahreszahl 1833 eingehauen hat, hangen an einem Querbalken, der in ein anderes drehbares Rundholz an der Schornsteinmauer eingefügt ist, und so kann man die Kessel und Töpfe vom Feuer bis mitten in die Küche schweben lassen; — aber auch sehr verschwenderisch, denn die meiste Hitze fliegt im Schornsteine hinauf und die wenigsten Flammen treffen den Topf. Aber warum schafft Berend Menge sich denn keine Maschine oder keinen Sparheerd an? Die nehmen nicht ein Drittel Platz ein und fressen nicht ein Drittel Holz. — Sagt das dicht laut, liebe Leser, wenn ihr als gute Freunde von Berend scheiden wollt. Der Schornstein ist seinem Vater und Großvater gut genug gewesen; warum soll er es denn ihm nicht sein? Ist er denn besser oder klüger wie diese? Lobt lieber, wenn ihr gut Freund mit dem Alten werden wollt, die weißen Steinchen über der Heerdplatte, auf denen in Blau Häuser und Schiffe, Windmühlen und Brücken, Ochsen und Esel gezeichnet

sind. Die Figuren sind so gut in die Steinchen gebacken, daß noch keine undeutlich geworden ist oder sich abgelöst hat, und die Steinchen sitzen doch schon weiß Gott wie viele Jahre und werden täglich von Mutter Thriene abgeputzt. Das kommt aber von der guten Glasur, die noch so blank ist, als ob die Steinchen erst gestern abgeliefert wären. „Es ist kein Vergang daran," sagt Berend oft; „sie sind aber auch ein Spiegel der guten alten, däftigen Zeit," und Mutter Thriene stimmt ihm dann rasch zu, denn sie nickt schon mit dem Kopfe, wenn sie nur ahnen kann, daß Berend auf die gute alte Zeit hinaus will. Und Recht hat er, gewiß; das neuere Zeug flickert und flimmert, daß Einem die Augen wehe thun, aber wenn man sie wieder öffnet, hat der Glanz und die Herrlichkeit schon ein Ende.

Frau Thriene ist eine tüchtige, fleißige Frau, das zeigt uns ein Blick durch die Küche. Der Fußboden mit den rothen und weißen Flursteinen ist so rein und sauber, daß man davon essen könnte, der lange Eichentisch mit stämmigen gedrehten Füßen ist weiß gescheuert, das Waffeleisen, der Fleischkessel und die zinnernen Kannen und Teller blinken wie Gold und Silber, und vor dem Muttergottesbilde mitten am Schornsteinmantel, das Berend noch im vorigen Jahre neu hat anstreichen müssen, brennt heute, am Tage Unserer Lieben Frau, in einem hellen Glase ein Lämpchen und oben darüber kreuzen sich zwei Palmbüschel. Die Küche ist reich mit allerhand Ge-

schirr versehen, aber das meiste hat sich so fortgeerbt, wie denn auch die Großmutter, die Berend im vorigen Jahre begraben hat, jedesmal, wenn der große messingene Kaffeekessel für zwölf Mann blank geputzt wurde, zu sagen pflegte: „Ja, Thriene, ich erinnere mich noch so gut, als ob es gestern gewesen wäre, daß an meinem Hochzeitstage zum ersten Male darin gekocht ist.“

Meister Berend sitzt neben dem Heerde auf einem Hauklotze und sieht in die Flammen; er ist hoch in den fünfziger Jahren, aber noch immer gesund und rüstig. Die breiten Schultern, die kräftigen Arme und großen Hände, worin zwei von den unsrigen Platz hätten, zeugen von seiner Stärke. Das Gesicht, von der Luft und Sonne gebräunt, ist offen und ehrlich, — so offen, daß er euch auch die unangenehmste, bitterste Wahrheit stracks vor den Kopf sagen wird, wenn er es für seine Pflicht hält. Aber auf dem Gesichte liegt auch noch ein ärgerlicher, knurriger Ausdruck, und die finster zusammengezogenen Augenbrauen und die scharfen Linien um Nase und Mund lassen denselben noch stärker hervortreten. Seine Kleidung entspricht der Mode sehr wenig, denn die kurze sammtene Kniehose, die Strümpfe mit eingestrickten Streifen, die niedrigen Schnallenschuhe, die ganz zugeknöpfte Weste mit großen Blumen und das kurze Wamms mit großem, steifem Kragen und blanken Knöpfen hätte sein Vater und Großvater ganz gut tragen können.

Nur einmal in seinem Leben hatte er eine geliehene lange Hose getragen, nämlich auf Magdalenentag, wo er den Vogel abgeschossen hatte und Schützenkönig geworden war, aber Mutter Thriene wußte, wie sie hatte anhalten müssen, um ihn dazu zu bewegen, und sie wußte auch, wie er am Abend das verhaßte Kleidungsstück in die Ecke geschleudert und gesagt hatte: „Einmal und nicht wieder! Ich habe mich den ganzen Tag geschämt wie ein kleiner Junge."

Mutter Thriene sitzt auf ihrem Lieblingsplätzchen, dem Brettstuhle in der Ecke neben der Kuckucksuhr, und beobachtet ihren Mann schweigend und mit wehmüthigen Blicken. Sie war eine Frau von etwa fünfzig Jahren. Schön war sie nie gewesen und war es auch jetzt nicht, aber aus ihren Zügen sprach die reinste Herzensgüte und ihre Augen waren so hell und klar und der getreue Spiegel ihrer Seele ohne Falsch und Hehl. Mutter Thriene war eine gute Frau! Sechsundzwanzig Jahre hatte sie Freude und Leid mit ihrem Manne getheilt, und die Freude war ihm durch sie doppelt süß geworden und das Leid minder schwer. Sie hatte seine Liebe mit Liebe vergolten und seine harten Worte nur mit Stillschweigen beantwortet. Sie hatte seine Launen mit Geduld ertragen und nicht gemurrt, als dieselben sich mit den Jahren und den Sorgen immer steigerten. Geld hatte sie Berend nicht mitgebracht, aber ein Herz wie Gold und eine fleißige Hand.

Sie hatte gespart und zusammengehalten, wo und wie sie konnte, und sich oft das Nöthigste gern versagt, um die Lücke auszufüllen, die sich bei der großen Konkurrenz der Meister in der Stadt und der überhand nehmenden fabrikmäßigen Arbeit im Verdienste ihres Mannes von Jahr zu Jahr immer fühlbarer einstellte. Viel Verstand hatte sie nicht, aber doch gerade so viel, als sie nöthig hatte, um Berend's Frau zu sein; mehr oder weniger hätte beide unglücklich gemacht. Mutter Thriene war eine gute, fromme Seele und so aufrichtig wie ein Kind; sie gehörte nicht zu denen, die in den Klingelbeutel, wo man es nicht sehen kann, einen Pfennig oder einen Westenknopf werfen und auf den Teller für die Kollekten fünf Groschen; nicht zu denen, die immer von Gott, von der schlechten Welt, von der Predigt und den Geistlichen sprechen und dabei den Nächsten hassen, hinter dem Rücken durchhecheln und verleumden, sondern sie half den Armen und Nothleidenden durch Rath und That und war fromm und gottesfürchtig, ohne damit zu prunken.

Sie sitzt ruhig da mit ihrem Strickstrumpfe und sieht bald auf ihren Mann, der noch immer still in die Flammen schaut, als habe er Salomo's Urtheil auf der Heerdplatte noch nie gesehen, und bald nach dem prüttelnden Topfe über dem Feuer. Keiner sprach ein Wort, und so wurde die abendliche Stille nur durch das Singen und Prütteln es Wassers, das Zirpen des Heimchens in der

Heerdmauer, das Geklirr der Strickstöcke und das Getick der Kuckuksuhr unterbrochen.

Mutter Thriene wußte, warum ihrem Manne das Herz so schwer war; die Augen wurden ihr feucht, als sie sah, wie er sich dann und wann mit der Hand über die Stirne strich. O, es schnitt ihr durch die Seele: der brave Mann hatte sich in eine so verdrießliche, sorgenvolle Stimmung hineingedacht, daß ihm die Thränen in die Augen kamen, und das wollte er vor ihr verbergen!

Die Kartoffeln über dem Feuer hatten genug gekocht; Mutter Thriene goß sie ab, warf ein Stück Butter dazwischen und ließ sie noch eine Weile schmoren und verdampfen. Unterdessen nahm sie die Kaffeekanne und den Milchtopf von den Kohlen, setzte beide auf ein weiß gescheuertes Brettchen auf dem Tische, stellte Tassen und Teller zurecht und schüttete endlich die dampfenden Kartoffeln in die Schüssel mitten auf dem Tische.

„Berend, komm, es ist fertig," sagte sie so sanft wie möglich, und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Ich will nichts, ich mag nichts," erklang es barsch. Doch Mutter Thriene ließ sich dadurch nicht abschrecken; sie wußte, daß er es anders meinte und daß Herz und Wille an seiner mürrischen Laune keinen Antheil hatten. Gerade durch den rauhen, barschen Ton wollte er seine weiche Wehmuth verbergen.

„Das ist Dir kein Ernst, Berend," erwiderte sie daher; „Kaffee und Kartoffeln sind ja sonst Dein Leibgericht."

Es erfolgte keine Antwort.

„Sag mal, Berend, was ist Dir eigentlich? Du ißt und trinkst ja beinahe nicht mehr. Heute Mittag hat Dir der Pfannekuchen auch nicht geschmeckt."

„Laß mich gewähren!" brummte Berend, ohne den Kopf zu erheben; „es ist mir nicht recht."

„Das sehe ich wohl," versetzte die Frau. „Berend, der Amtsdiener ist heute Morgen wieder hier gewesen."

Es war Berend, als ob er auf eine Natter getreten hätte. Er wendete rasch den Kopf um, und Mutter Thriene sah, daß seine Augen roth waren.

„Was soll das denn?" fragte er.

„Was das soll, Berend? Ich kann mir wohl denken, weshalb er hier war; wegen der Zinsen des Kapitals, das wir bei der Sparkasse geliehen haben, und die wir Neujahr schon bezahlen mußten."

„Die kommen ihnen zu," antwortete Berend brummig.

„Gewiß, sie kommen ihnen zu, aber können wir sie auch bezahlen, Berend?"

Dieser antwortete nicht, aber sein Gesicht verzog sich so schmerzlich, als ob er die Thränen ohnmächtiger Verzweiflung hätte zurückdrängen wollen.

„Und dann habe ich neulich gehört, wenn man die Zinsen nicht bezahlen könnte, hätten sie Recht auf das Haus ....“ fuhr die Frau beängstigt und zaudernd fort.

„Dies Haus, mein Haus!“ brach Berend los. „Von Vater auf Kind hat es den Mengen gehört, und das sollten sie antasten, verkaufen? . . . Gott, o Gott! wodurch habe ich dieses verdient?“

„Lieber Berend, so nicht!“ sagte Mutter Thriene mit zitternder Stimme. „Wenn die Leute es nur wüßten, wie ehrlich Du bist, sie würden Dir gern helfen.“

„Helfen! Fremde Leute mir helfen! Früher habe ich mir immer selber geholfen.“

„Vielleicht können wir das auch jetzt noch, Berend,“ sagte die Frau lebhaft, als ob sie ein Licht durch die dunkle Nacht der Sorgen sähe. „Meine goldenen Ohrringe und meine Brosche sind sicher zwölf, fünfzehn Thaler werth, und dann das Kreuzchen der Großmutter ....“

„Schweig, Frau, schweig, ... Du machst mich rasend! Ja, das waren noch andere Zeiten, als ich sie Dir gab . . .“

„Aber können die Zeiten nicht wiederkehren, Berend? Laß doch den Muth nicht sinken; Gott wird uns nicht verlassen. Eine große Lieferung, und uns ist für's Erste wieder geholfen. Ich habe gestern von Sonntags Annemarie gehört, daß Schul-

ten Lieschen heirathen will; der Schulte läßt ja bei uns arbeiten und wenn Du nun die Brautsachen machst . . . ."

„Ja, früher, Thriene, früher, da haben sie alle weit und breit bei mir arbeiten lassen," versetzte Meister Menge bitter.

„Auch der Schulte nicht mehr?" fragte Mutter Thriene ängstlich.

„Er läßt jetzt auch Alles bei Wilmsen machen," erwiderte der Mann scheinbar ruhig. „Bei ihm, den Du immer in Schutz nimmst und immer vertheidigst, wenn ich sage, er ist ein Pfuscher, ein Schleicher, ein . . . ." Meister Berend konnte vor Wuth nicht weiter sprechen.

„Aber seit wann haben wir auch den Kunden verloren?"

„Seit dem Brande im vorigen Sommer, weißt Du das nicht mehr? Dem Schulten habe ich das Haus ausgeschreinert und er dem Steinersbauern. Er hat es billiger gethan," fuhr er bitter fort, „und nun hat er auch die Kundschaft des Schulten."

„So folgt einer dem andern," murmelte die Frau, die nun auch allen Muth verlor.

„Ja, er ist billiger gewesen, der Pfuscher, viel billiger, über hundert Thaler, wie ich höre. Aber komm mal nach fünfzig Jahren wieder, dann sind meine Thüren noch so winklig wie jetzt und meine Dielen ohne Ritzen und ohne Buckel, — und die seinen hat man schon lange als Brandholz ver-

braucht. Ich habe fünf Viertelzoll dicke Dielen vom besten Eichenholz genommen und er kaum drei Viertelzoll dicke tannene . . . ."

„Aber wenn es tannene ganz gut thun können?" fiel ihm Mutter Thriene in die Rede.

„Thun können? Pappelnholz kann es auch thun, aber auf wie lange? das ist die Frage. Ich nenne es pfuschen, schändlich pfuschen, und das habe ich bei meinem seligen Vater nicht gelernt. Liefere gute Waare, Berend, sagte er immer, dann kannst Du auch gutes Geld verlangen, und der gute Mann hatte Recht."

„Aber die Zeiten haben sich geändert, Berend, und wenn die Leute es nicht anders haben wollen, muß man es so machen, wie sie es haben wollen. Du arbeitest ja nicht für Dich, sondern für die Leute."

Das war zu viel für den braven Meister Menge. „Also pfuschen soll ich, Frau, pfuschen, daß ich mich schämen muß, wenn ich ein Stück Arbeit wieder unter die Augen bekomme? Also Stühle soll ich machen ohne Zapfen und Holzniete, Alles nur so zusammen geleimt, daß die Leute den Hals brechen, wenn sie damit hintenüber lehnen? Die schlechtesten Schreiner sind die, welche am meisten Leim gebrauchen, Frau, so sagte mein seliger Vater. Ehe ich pfusche, werfe ich lieber Hobel und Säge in die Ecke oder zerbreche und verbrenne sie und

gehe betteln! Die ärmsten Leute, das sage ich ja immer, sind heutzutage die ehrenwerthesten, denn wer nicht pfuschen, kriechen und schmeicheln kann oder will, der muß arm werden.“ Und er schlug bei den letzten Worten so bekräftigend auf den Tisch, daß die Tassen klirrten und die Kaffeekanne umgefallen wäre, wenn Mutter Thriene sie nicht rasch festgehalten hätte.

„Aber, Berend, wenn es die Leute nun billiger bekommen können bei . . . . bei einem andern, dann kann man es ihnen doch nicht übel nehmen, wenn sie dorthin gehen. Ich kaufe meinen Kaffee auch, wo ich ihn am billigsten bekomme, und wenn der Jude Salmen mit der Elle Kattun sechs Pfennige billiger ist wie der Jude Itzig, dann gehe ich zum Juden Salmen.“

„Was!? Du nimmst ihn noch in Schutz!“ rief Berend wüthend. „Du findest es gut, daß der Pfuscher Deinem Manne das Brod vor dem Munde wegstiehlt? Aber ich weiß wohl, wo das hinaus soll! Meint ihr, ich hätte keine Augen? Aber laß ihn mir über die Schwelle kommen, ich werde dem Pfuscher zeigen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat!“

„Aber Berend, was soll das? Ich weiß von nichts,“ sagte die Frau.

Ob das so ganz die Wahrheit war? Sie bog sich, als der Mann sie scharf ansah, über den Strickstrumpf, als hätte sie die Maschen suchen wollen,

die nicht gefallen waren, in Wirklichkeit aber, um sich nicht zu verrathen.

„Was das soll? Meint ihr denn, ich hätte es nicht gemerkt, daß dem Hasenfuß der Kopf nach unserm Aennchen steht? Jedesmal, wenn er hier vorübergeht, schielt er so herüber, als ob ihm der Hals schief stände. Aber laß ihn mir nur kommen! Erst stiehlt er mir das Brod und die Kunden, und dann will er auch noch mein Mädchen haben! Jagen will ich ihn, daß ihm die Lappen fliegen.“ Und bei den letzten Worten rieb er sich die Hände, als hätte es gleich losgehen sollen, den verhaßten Nebenbuhler aus dem Hause zu werfen.

„Aber das bildest Du Dir gewiß nur ein,“ sagte die Frau schüchtern. Sie war bei dieser Sache lange so muthig nicht, wie vorher, denn — sie hatte hierin kein gutes Gewissen.

„Einbilden?“ versetzte der Mann gereizt. „Was ich mit meinen eigenen Augen sehe, das lasse ich mir nicht abstreiten! Und warum hat denn Aennchen so oft seine Partei ergriffen?“

„Das that Anna sicher nur, weil sie glaubte, Du thätest Wilmsen Unrecht. Und wenn es auch so wäre . . . .“

„Und wenn es auch so wäre . . .? Und wenn es auch so wäre . . .? Glaubst Du denn, ich gäbe mein Mädchen einem Pfuscher und Schleicher? Nie und nimmer! Gut bin ich, aber kein Narr, und wenn sich Aennchen das in den Kopf gesetzt hat, dann braucht sie auf mich nicht

zu rechnen. Aber die Welt ist jetzt so; mit Frechheit kommt man am weitesten, und durch Pfuscherei, Betrug und Schwindel wird man reich. Du kaufst auch, wo der Kaffee am billigsten ist? Ja, aber da bekommst Du ein oder zwei Loth zu wenig und jede dritte Bohne ist falsch und nachgemacht. Wenn Du das Kleid einen halben Thaler billiger bekommst, meinst Du, Du habest wunders was verdient und denkst nicht daran, daß Du es auch ein halbes Jahr früher dem Lumpensammler geben mußt. So geht es mit der Pfuscherarbeit gerade. Da habe ich vorigen Sonntag beim Lindenwirth in Westberge einen Nußbaumtisch gesehen, den er dem gemacht hat; ich muß noch lachen, wenn ich daran denke. Gewiß, er war so blank, daß man sich darin spiegeln konnte, und Masern waren so natürlich darin gebeizt, daß man sie für echte halten sollte, aber was war es? Tannenholz, nichts wie Tannenholz, und oben darüber waren Blätter von Nußbaumholz gekleistert so dünn wie Papier, und wenn der Tisch mal gehörig warm wird, springt die dünne Schale ab, und wenn er naß wird, ist es noch schlimmer. Findest Du das gut? Soll ich es auch so machen? Da habe ich doch dem Pfarrer einen Nußbaumtisch gemacht, der soll seine hundert Jahre halten und noch länger, aber das Tischblatt ist auch anderthalb Zoll dick, echter Maser, und die Füße und auch die Schublade, Alles ist durch und durch echt; natürlich hat er auch über zwanzig Thaler gekostet, während

der Pfuscher ihn für zwölf Thaler geliefert hat. Ich sage und bleibe dabei, was nichts kostet, das taugt auch nichts, und ich mache lieber gar nichts, als daß ich solches Pfuschwerk mache. Darum gib Dir nur gar keine Mühe, Frau; an's Pfuschen bekommst Du mich in alle Ewigkeit nicht, das sage ich Dir nur. Einem alten Esel ist schlecht tanzen zu lehren."

Nach diesen Worten schwieg die Frau, und Meister Menge starrte wieder still und schweigend vor sich hinaus.

2.

Mädchenlist.

Einen Augenblick später trat Aennchen in die Küche. Sie war ein gesundes blühendes Mädchen von ungefähr fünfundzwanzig Jahren. Sie glich dem Vater mehr als der Mutter, obschon sie in ihrem Sprechen, ihren Bewegungen und der ganzen Haltung viel von der Mutter hatte. Sie war die rechte Hand der Mutter, arbeitete für zwei, war immer froh und unverzagt und hatte vom Vater wohl die Entschiedenheit, aber keineswegs seine mürrische, griesgrämige Natur geerbt. Trotz der vielen Arbeit im Hause und im Garten hatte sie Zeit und Lust genug, die Mutter in ihren schmerzlichen Augenblicken aufzuheitern und dem Vater das Gegenspiel

zu halten, wenn er vor Verdruß und Sorge ungerecht gegen Gott und die Menschen wurde. Sie hatte es oft genug gewagt, den Vater in seiner Vorliebe für die gute alte Zeit, wo die Leute noch mit hölzernen Löffeln aßen und Hafermehlsuppe bekamen, anstatt Kaffee, zu bestreiten und das viele Gute, was die gegenwärtige Zeit hat, warm zu befürworten, ja, sie hatte sogar öfters Wilmsen gegen die leidenschaftlichen Anschuldigungen ihres Vaters in Schutz genommen. In der letzten Zeit hatte sie das jedoch weniger gethan, — um ihre Liebe zu dem braven Burschen nicht zu verrathen. Daß der Vater trotzdem etwas gemerkt hatte, ahnte sie nicht.

„Wo bist Du gewesen, Kind?" fragte Mutter Thriene.

„Ich habe von Meiers etwas Scheuersand und ein Stückchen Seife für Vater geholt," sagte sie, wurde dabei jedoch roth bis an's Ohrläppchen. Hätte der Vater gewußt, wen sie draußen gesprochen hatte, und wer ihr die schwarzen Löckchen an der Stirn so zerzaust hatte, es hätte sicher ein schweres Gewitter mit Donner und Blitz gegeben, denn Vater Menge war dazu gerade in der richtigen Stimmung. Er sah das Mädchen aufmerksam an.

„Wie ist es, Vater?" sagte Anna gefaßt, als sie das bemerkte. „Du hast ja noch gar nicht getrunken." Die Blicke der Mutter erzählten ihr mehr wie genug und gaben ihr eine deutliche Antwort auf ihre Frage. „Ist es Dir nicht recht,

Vater? Aber Du willst nicht ordentlich mehr essen und trinken und sitzest viel zu viel im Hause." Bei diesen Worten schob sie ihm seine Tasse mit dem „Vivat Bernard" in goldenen Buchstaben zu.

„Und Du liegst mir viel zu sehr auf der Straße," versetzte der Vater barsch.

Warum erschrak Aennchen so bei diesen Worten? „Wie meinst Du das, Vater?" fragte sie langsam; aber sie ermannte sich bald und sagte mit leisem Vorwurfe: „Aber ich kann doch die Mutter nicht immer gehen lassen, wenn wir was holen müssen? Dann müßte ich mich ja schämen."

„Nein, nein, so meinte ich es nicht, Anna!" antwortete der Alte so sanft und freundlich wie möglich. Der mürrische Ausdruck verschwand von seinem Gesichte und nur die Offenheit und Herzensgüte sprachen daraus.

Aber Aennchen fragte nicht, wie er es denn gemeint habe. Sie beteten leise und aßen und tranken mit Dank gegen Gott, und auch dem Vater Menge mundete es trefflich.

„Glaube mir, Vater," sagte das Mädchen schmeichelnd, als sie beinahe fertig waren, „Du sitzest zu viel im Hause. Was ist es hier dumpf und schwül! Und draußen ist das Wetter so herrlich! Alle Nachbarn sitzen draußen. Und für Dich wäre es auch mal gut, Mutter!" fuhr sie fort. „Der Mond ging eben so prächtig hinter Schulten Baumhofe auf . . . ."

„Schulten, Schulten," murmelte der Vater. Aennchen hatte eine verkehrte Saite angeschlagen.

„Kommt, laßt uns zusammen ein wenig ausgehen," bat Aennchen. „Ich bin mit der Arbeit für morgen fertig."

„Nein!" antwortete der Vater kurz.

„Und warum denn nicht?" fragte das entschlossene Mädchen.

„Weil ich, wenn ich draußen bin, stets die Werkstatt des Pfuschers vor der Nase habe. Und dann will ich ihm auch nicht begegnen, und er schlendert alle Abende auf der Straße herum, obschon er besser zu Hause bliebe und arbeitete. Er hat ja Arbeit genug."

Aennchen zitterte bei diesen Worten. Es wurde ihr so nebelig vor den Augen und sie wäre sicher hingesunken, wenn sie sich nicht am Tische gehalten hätte. Sie hatte ihre ganze Hoffnung auf diesen Spaziergang gesetzt, und getäuschte Hoffnung ist so bitter!

Doch, sie sammelte alle ihre Kräfte, griff die Sache von einer andern Seite an und fragte den Vater: „Du willst Dich also um ihn stören, Vater? Du willst ihm aus dem Wege gehen?"

„Wer sagt, ich ginge ihm aus dem Wege?" rief der Vater wüthend.

„Du bist doch nicht bange vor dem Pfuscher, der sich hier eingenistet hat, wo Du doch die ältesten Rechte hast? Ein Menge soll sich im Hause ver-

kriechen, weil ein Wilmsen auf der Straße ist? Aber einen Schreiner Menge gab es hier schon vor hundertundfünfzig Jahren und einen Schreiner Wilmsen noch keine zwei."

„Das ist wahr, Anna! Da hast Du Recht, Mädchen!" rief Vater Berend aufgeregt.

„Dann darfst Du auch nirgends mehr hinkommen, nicht mehr in die Kirche, nicht mehr zum Kronenwirth, nicht mehr auf das Schloß, und das ist es vielleicht gerade, was er wünscht," ereiferte sich Anna weiter.

„Meine Kappe, Frau! Meine lange Pfeife, Anna! Du gehst mit, Anna, sofort! . . ."

Mutter und Tochter suchten eifrig, um den Meister zu dem abendlichen Spaziergange auszurüsten.

„Gehst Du auch mit, Thriene?"

„Nein, Berend, ich bleibe lieber zu Hause," sagte diese beengt, und als sie beide aus der Thür ließ, flüsterte sie dem Mädchen in tödtlicher Angst zu:

„Du spielst ein gewagtes Spiel, Anna! Wenn es mißglückt, ist Alles verloren."

„So oder so, Mutter! Einmal muß es doch ein Ende nehmen."

„Aber wenn Du gehört hättest, wie er eben wieder gegen ihn losgezogen hat! Und er weiß es."

Das Mädchen stutzte. — „Wer nicht wagt, der gewinnt nicht," sagte Anna endlich gefaßt, und beeilte sich, den Vater einzuholen, der den Weg zur Kastanienallee eingeschlagen hatte.

Gewiß, der Abend war schön, das fühlte auch Meister Menge und im Frieden der Natur fand auch seine stürmisch erregte Brust die Ruhe und den Frieden wieder. Alles umher athmete ja Ruhe und Frieden! Kein Geräusch drang an ihr Ohr, selbst die lästigen unermüdlichen Schreier, die Frösche, schwiegen und nur eine Nachtigall flötete in den Anlagen des Gutes ihre herrliche Weise. Der leise Abendwind wiegte die Wipfel der Bäume und die Grashalme und Kornähren verneigten sich und flüsterten sich Gruß und gute Nacht zu. Durch die Stämme der Kastanien hindurch sah man das kleine Thal und die silbern schillernde Schlange des Flüßchens, mit schwarzen Querstreifen, wenn Erlen- und Weidengebüsch die glänzende Fläche verdeckten. Ueber den Weiden und Wiesen lagerte sich der leichte Nebel wie ein dünner Flor, und er wogte und wallte, als wenn unsichtbare Elfen den silberblinkenden Schleier hin- und hergezogen hätten. Alles athmete Ruhe und Frieden! Herrliche Stunde in Gottes Schöpfung, wo das Herz in stummer Seligkeit klopft, wo die gährenden Leidenschaften schweigen, die quälenden Sorgen weichen, wo man dem Freunde wärmer die Hand drückt und den Feind Freund nennen möchte!

Still und schweigend schritt Meister Menge am Arme seiner Tochter durch den herrlichen Abend. Es wurde ihm leichter um's Herz, und die Nacht der Sorgen schien ihm in dieser friedlichen Abendstunde nicht halb so düster und schwarz. Er fühlte

sich so feierlich und andächtig gestimmt, als wäre er in der Kirche gewesen.

„Schade, daß Mutter nicht mitgegangen ist, Anna!“ sagte er endlich nach längerem Stillschweigen. „Ihr ist solch' ein Augenblick auch wohl zu gönnen; sie hat so wenig vom Leben.“ Seine Stimme zitterte und seine Augen wurden feucht, als er die letzten Worte sprach. Sollte sein Gewissen ihn nicht gänzlich freigesprochen haben?

Sie schritten schweigend weiter und dachten beide an die gute Mutter zu Hause.

Plötzlich fühlte er, wie der Arm des Mädchens heftig zuckte und sie sich schwerer an ihn lehnte.

„Fehlt Dir etwas, Anna?“ fragte er besorgt.

„Nein, Vater, ich dachte an die Mutter!“ Ob sie in dem Augenblicke wenigstens nicht mehr an den jungen Mann gedacht hatte, der dort vor ihnen unter den Bäumen ging?

Vater Menge hatte denselben jetzt auch bemerkt und erkannte ihn; es war Joseph Wilmsen. Der erste Gedanke, der ihm kam, war der, umzukehren, aber sie hatten ihn schon fast eingeholt und die Worte des Mädchens: „Ein Menge sollte einem Wilmsen aus dem Wege gehen?“ tönten ihm wieder in die Ohren. Nein, umkehren, das ging nicht mehr; das hätte ausgesehen wie feige, schimpfliche Flucht. Er wollte daher gleichgiltig an seinem Brodfeinde vorübergehen, aber auch das gerieth ihm nicht, denn

Wilmsen zog höflich die Mütze und sagte freundlich: „Guten Abend, Meister Menge!“

Dieser zitterte vor fieberischer Aufregung und seine Lippen bebten. War eine solche impertinente Frechheit nicht rein zum Todtärgern?

„Sei doch ruhig, Vater!“ flüsterte Anna leise. Sie fühlte, wie es dem Vater im Herzen kochte und wie er vor Wuth zitterte.

„Guten Abend!“ sagte er endlich kurz abgebissen und wollte weiter gehen; zu seinem größten Erstaunen aber vertrat ihm Joseph den Weg.

„Ein Wörtchen, Meister Menge!“

„Wenn Ihr mir was wollt, könnt Ihr zu mir auf die Werkstatt kommen,“ sagte dieser knurrig.

„Ich dachte, Meister, daß Ihr mich da nicht gern sehen würdet,“ versetzte Joseph zögernd.

„Und warum nicht?“ fragte Meister Berend barsch. Er dachte, der junge Bursche wollte es ihn fühlen lassen, daß seine Werkstatt leer und ohne Arbeit war. Und doch war dies gerade der Grund, der jenen abgehalten hatte, zu ihm in's Haus zu gehen, da er dem alten braven Meister eine peinliche Demüthigung ersparen wollte.

„Ich kann es Euch hier wohl sagen,“ fuhr er fort, ohne auf die letzte Frage einzugehen.

„Es zieht mir hier zu stark,“ brummte Berend.

„Erlaubt dann, daß ich ein Ende Weges mit Euch gehe.“ —

„Vater, sei doch nicht so!“ flüsterte Aennchen.

Meister Menge schritt, ohne die erbetene Erlaubniß zu geben, ärgerlich fürbaß, aber Joseph Wilmsen folgte ihm wie sein Schatten.

„Montag," begann dieser, „ist großer Holzverkauf zu Dilburg."

„Seid Ihr verrückt? Holzverkauf im Sommer!"

„Ja, der junge Bauer von Kempers Hofe, ein richtiger Tolltreiber, wie Ihr vielleicht auch gehört habt, will Alles verkaufen und nach Amerika gehen. Es wird viel Holz auf dem Stamme verkauft, Eichen so gerade wie eine Kerze und kernig, dann auch viele Eschen und Wallnußbäume; die richtigen Leute dafür sind nicht in der Gegend, die meisten haben keine Zeit, und daher glaube ich, daß dort ein guter Handel zu machen ist."

„Ich überlasse solche Händelchen für einen Apfel und ein Butterbrod den Juden und Pfuschern," sagte Berend mit scharfer Betonung des letzten Wortes. „Ich will nichts umsonst."

Der junge Schreiner biß sich auf die Lippen und wurde kreidebleich. Obschon es unter den dichten Bäumen dunkel war, sah Aennchen doch, daß seine Augen vor Zorn funkelten, aber sie blickte den Burschen so flehend an, daß es einen Stein hätte erweichen müssen. Er fing den Blick auf und sagte dann ziemlich ruhig:

„Aber, Meister Menge, es ist eine öffentliche Versteigerung, und da kann jeder bieten, wer Lust

hat. Ich habe Holz nöthig und wollte wohl hin. Wenn ich dort billiger kaufen kann, ..."

„Dann könnt Ihr auch billiger arbeiten," warf Meister Berend dazwischen. „Dann könnt Ihr Alles für's halbe Geld machen und verdient doch mehr wie andere Leute. Kurz und gut, ich will nichts davon haben."

„Das thut mir herzlich leid," versetzte Joseph; „ich verstehe mich nicht recht auf das Holzkaufen, und so nöthig das auch für einen Schreiner ist, heutzutage kommt so viel nicht darauf an."

„Hahaha!" lachte Meister Berend höhnisch. „Ein Schreiner, der keinen Verstand von Holz hat! Holz und Holz ist ein Unterschied, Mann, und Eichenholz und Eichenholz ist noch lange nicht einerlei. In meinen jungen Jahren, da lernte man erst das Holz kennen, ehe man was daraus machte, aber da konnte man auch mit der natürlichen Holzfarbe vor den Tag kommen und brauchte nicht daran zu pinseln und zu beizen und fingerdick Lack und Farbe darauf zu kladdern, damit man die Ritzen und Astlöcher und wurmstichigen Stellen verdeckte. Aber die Leute sind jetzt auch viel klüger wie damals!"

Wieder funkelten die Augen des Jünglings vor Zorn und seine Hände ballten sich krampfhaft. Man konnte ihm ansehen, welche Ueberwindung es ihm kostete, ruhig zu bleiben.

„Wir wollen uns darüber nicht streiten, Meister," sagte er nach einer Weile. „Was ich Euch wollte,

ist dies: Ich habe, wie gesagt, wenig Verstand von Holz; Ihr versteht viel mehr davon. Nun wollte ich Euch bitten, mit mir zusammen nach dem Holzverkaufe zu gehen, um für mich oder für uns beide zu kaufen, was uns paßt."

Meister Berend sah den Burschen verwundert an. Die Bitte schmeichelte seiner Eitelkeit zu sehr, um sie so rundweg von der Hand zu weisen.

„Das macht sich ja gut, Vater," warf Aennchen dazwischen; „Du sagtest heute Mittag noch, daß Du vor dem Winter noch Holz kaufen müßtest."

Meister Menge hatte gerade sagen wollen, daß er kein Holz nöthig und also auf dem Holzverkaufe nichts zu suchen habe, aber dieser Ausweg war ihm jetzt auch abgeschnitten.

„Ich kann Montag nicht," sagte er endlich ausweichend, aber man hörte ihm an, daß er die Bitte nicht geradezu von sich wies.

„Das thut mir sehr leid, Meister! Dann muß ich mal sehen, ob der Schreiner Budde aus Westberge mitgehen kann," erwiderte Joseph.

Schreiner Budde aus Westberge, der so viel über Meister Berend's Arbeiten geschimpft hatte! Wenn er allen Leuten einen Profit gönnte, dem nicht. „Wie wollt Ihr denn gehen und wann sind wir wieder hier?" fragte er.

„Am besten mit der Post, die halb acht hier durchkömmt," wollte Wilmsen sagen, aber ehe er antworten konnte, fiel Anna ein: „Das Wetter ist so schön, die drei Stündchen könnt Ihr ganz gut laufen."

Sie wußte, wie ihr Vater darüber räsonnirt hatte, als er Meister Wilmsen mal hatte in die Post steigen sehen; sie wußte, wie gern er von den großen Fußtouren erzählte, die er als wandernder Geselle gemacht hatte, und sie erinnerte sich nicht, daß ihr Vater, so lange sie denken konnte, je gefahren war. In der guten alten Zeit, wer dachte da an Post und Eisenbahn!

„Gewiß, mit Schusters Rappen," sagte Meister Berend scherzend. „Aber dann müßten wir früh aufbrechen. Ich will Euch was sagen: morgen will ich Euch Bescheid schicken, ob ich mitgehe oder nicht."

„Gut, Meister Menge."

Sie gingen noch eine Weile unter den duften= den Bäumen auf und ab, und bald befanden sich die beiden Schreinermeister in einem lebhaften Gespräch über die Vorzüge des Eschenholzes vor dem Kirsch= baumholze, und Meister Berend versäumte nicht, dem lernbegierigen Zuhörer die Merkmale anzugeben, woran man einem Baume ansehen könne, ob er in= wendig gesund oder markfaul wäre.

Als sie zurückkehrten, sagte Meister Berend an der Thür ganz freundlich: „Gute Nacht, Meister Wilmsen!" und in der Küche, als er mit Aennchen allein war, sagte er halblaut: „Der Bursche nimmt doch noch Lehre an; er ist doch so'n Hasenfuß nicht, wie ich gedacht hatte."

Ein Glück, daß es in der Küche dunkel war,

und daß der Vater das schelmische Gesicht des Mädchens nicht bemerken konnte.

Mutter Thriene wunderte sich nicht wenig, als ihr Mann die obigen Worte in der Stube noch einmal wiederholte. Sie hatte unterdessen gebuttert und brachte dem Vater ein großes Glas frischer, süßer Buttermilch, das ihm trefflich schmeckte und wozu er sich auch noch eine Schnitte eigenen Gebäcks mit goldgelber Butter bestrich. Er ging zufriedener wie gewöhnlich zu Bette.

Mutter und Tochter zauderten, seinem Beispiele zu folgen; sie blieben in der Stube sitzen, bis die messingene Lampe zu einem winzigen Flämmchen heruntergebrannt war.

„Wie konntest Du es nur wagen, Kind?“ sagte Mutter Thriene.

„Joseph hatte es mir versprochen,“ sagte Aennchen, und ihre Augen glänzten vor schelmischer Freude. „Er wollte und sollte gut Freund mit dem Vater werden; einmal mußte es ja doch so kommen.“

„Aber ich habe eine Angst ausgestanden, das kannst Du mir nur glauben!“

„Und ich! Ich fühlte, wie der Vater zitterte, als er Joseph erkannte, und wenn ich nicht dabei gewesen wäre, hätten sie sich derbe die Meinung gesagt. Aber ich hatte es Joseph so auf die Seele gebunden, daß er sich nicht erzürnen sollte, und er hatte es mir einen Augenblick vorher in die Hand versprochen.“

„Das war also Dein Scheuersand und Dein Stückchen Seife!“ scherzte die Mutter.

„Ich hoffe, daß jetzt Alles in's rechte Geleise kömmt,“ erwiderte das Mädchen.

„Gott gebe es, Kind! Nun schlafe wohl, Anna!“ und ein mütterlicher Kuß sagte deutlicher wie die Worte, daß das auch der Herzenswunsch der Mutter war.

3.

Alt und neu in friedlicher Verschmelzung.

Den andern Tag war Vater Berend recht munter und aufgeräumt, aber von dem Holzverkaufe sagte er kein Wort. Wenn er sich unbeobachtet glaubte, konnte man aus seinen Mienen und Geberden entnehmen, daß er innerlich mit sich selbst am Sprechen war, und daraus schlossen Mutter und Kind, daß er sich zurecht legte, was er seinem Rivalen morgen Alles sagen und begreiflich machen wollte.

Und richtig, als die Sonne schon am Sinken war, sagte er kurz zu seiner Tochter: „Aennchen, laufe eben hinüber und sage Wilmsen, daß ich morgen mitgehen wollte, ihm zu Gefallen. Aber um sechs Uhr aufbrechen, hörst Du?“

Keine fünf Minuten später war Aennchen wieder da und der Vater wunderte sich ordentlich darüber, daß sie so rasch zurückgekehrt war.

Punkt sechs Uhr stand Joseph Wilmsen am folgenden Morgen reisefertig in Meister Berend's Küche, aber dieser war doch noch eiliger gewesen wie er, denn er war schon seit halb fünf auf, war von einer Ecke in die andere gegangen und hatte gewiß hundertmal nach seiner dicken Taschenuhr mit durabelm Messinggehäuse gesehen. Auch Aennchen war es heute nicht schwer gefallen, so früh aus den Federn zu springen. — —

„Nun, Berend, wie hat es gegangen?" fragte Mutter Thriene, als ihr Mann des Abends mit vergnügtem Gesichte von dem Holzverkauf zurückkehrte.

„Gut, Thriene, gut! Prächtige Stämme, sollst Du mal sehen, und rein weggeschleudert!"

„Wie theuer ist denn der Kubikfuß geworden, Vater?" fragte Aennchen, um doch auch was zu sagen.

„Was weißt Du von Kubikfuß, Mädchen?" sagte der Vater und lachte. „Frage doch lieber nach . . . hm, hm . . ." Er hielt zur rechten Zeit noch auf halbem Wege ein.

„Das muß ich sagen," fuhr er nach einer Weile fort, „der Wilmsen ist doch kein übler Kerl." Der Gedankengang des Vaters war leicht aufzufinden.

Aennchen merkte denn auch, wo er hinausgewollt hatte, und wurde über und über roth.

„Hast Du denn viel gekauft, Berend?" fragte Mutter Thriene besorgt.

„Ja, das will ich Dir sagen, Frau," sagte er stockend, „wir haben für mehr als vierhundert Thaler gekauft, aber ich brauche nur davon zu nehmen, was ich will, und wenn ich gar nichts haben will, ist es auch gut. Dann will mir der Wilmsen sogar noch eine nette Esche für die Gefälligkeit aufdrängen, daß ich mitgegangen bin, aber ich will von ihm nichts umsonst."

„Aber wenn Du nun was behalten willst, wovon sollen wir es bezahlen? Du kaufest früher immer nur, wenn Du das Geld im Schranke liegen hattest."

„Ach, Thriene, wir haben ein halbes Jahr Ausstand. Das Holz ist das Geld werth; nun, wir wollen mal sehen. Wilmsen hat Recht: Wer nicht wagt, der gewinnt nicht."

Mutter Thriene schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, als sie das hörte. Sie merkte, daß Joseph nicht umsonst den ganzen Tag mit ihrem Manne zusammen gewesen war.

„Aber Berend," fing sie wieder an, „wie steht es nun mit den rückständigen Zinsen . . . ?"

Der Schatten der Sorge lagerte sich bei diesen Worten über das Gesicht des Mannes. Mutter Thriene that es ordentlich leid, daß sie davon angefangen hatte.

Eine sorgenvolle Woche verstrich. Arbeit kam nicht; der letzte Termin, bis zu dem Meister Berend Ausstand hatte, rückte immer näher heran, und an-

dere Leute um Vorschuß bitten, das konnte und wollte er nicht, so lange er noch einen Funken Hoffnung hatte, sich selbst zu helfen. Auch an das Holz, das sie gekauft hatten, dachte er. Sollte er den guten Handel fahren lassen? Das hätte ihm sehr leid gethan. Aber war es nicht leichtsinnig, unter diesen Umständen sich in neue Schulden zu stürzen? Gewiß, das Holz kann er gut gebrauchen, aber er hat es noch nicht unbedingt nöthig. Aber wird Wilmsen dann nicht merken, wie schlecht es mit ihm steht?

Wiederum kam Sonntag, und Meister Berend saß in trüben Gedanken am Tische und stützte sich den Kopf. Er hatte sogar keine Lust gehabt, zum Kronenwirth zu gehen und seine zwei Stangen Alt zu trinken, was er sonst doch seit Jahren jeden Sonntagnachmittag that. Da klopfte es. „Herein!"

In demselben Augenblicke trat Joseph Wilmsen in die Stube, ging ganz erfreut auf den Meister zu, hielt ihm einen Brief so dicht vor die Augen, daß er gar nichts davon sehen konne, und sagte, ohne mal erst den Gruß der Mutter und Aennchens zu erwidern:

„Da erhalte ich so eben einen Brief von dem Holzhändler Krüger aus Münster, worin er uns fünfundzwanzig Prozent Nutzen bietet, wenn wir ihm den ganzen Kauf vom vorigen Montag abtreten wollen. Er habe eine bedeutende Lieferung für eine Schiffswerfte in Bremen übernommen und sei gerade auf Reisen gewesen, als der Verkauf in Dilburg

stattgefunden habe. Was sagt Ihr dazu, Meister Menge?“

„Nun schlage doch ein lahmer Esel darein!“ antwortete dieser. Das war sein gewöhnlicher Fluch, wenn er gut gelaunt war. „Mutter, hast Du es gehört? Verkaufen, nur zu, verkaufen!“

„Das habe ich auch gedacht, Meister, aber ich wollte doch erst mit Euch Rücksprache nehmen. Dann will ich heute noch hinschreiben und übermorgen haben wir das Geld hier und brauchen uns um nichts mehr zu kümmern. Und wenn wir unsern Kauf jetzt sofort bezahlen, gibt es auch noch einige Prozente Rabatt. Wir haben unsere hundert bis hundertundzwanzig Thaler verdient.“

„Aber nun wartet mal,“ sagte Vater Berend, und sein Gesicht wurde immer länger. „Ihr habt es auf Euren Namen gekauft und der Gewinn gehört Euch. Ich habe auch ja noch nicht fest zugesagt, ob ich was davon haben wollte und wie viel, und daher gehört das Holz Euch und der Verkauf ist Eure Sache. Ich gratulire bestens.“ Man konnte es der bebenden Stimme anhören, daß ihm die Worte Ueberwindung kosteten.

„Das ist nun mal ein Sprechen für Kinder,“ sagte Joseph ganz betroffen durch die edle Uneigennützigkeit des braven Meisters, dessen beschränkte Lage ihm nicht unbekannt war. „Ich habe gekauft, wozu ihr mir angerathen habt und auf meinen Namen, das ist wahr; aber sagt mir nun mal aufrichtig, wenn wir einen schlechten Handel gemacht

und fünfzig Thaler Schaden gelitten hätten, würdet Ihr dann auch sagen: Der Kauf gehört Euch; seht Ihr zu, wie Ihr durch den Schaden durchkommt"?

„Nein, dann würde ich wenigstens den halben Schaden tragen, wenn nicht den ganzen," sagte Meister Berend eifrig.

„Nun, da haben wir's ja!" rief Joseph; „am Schaden wollt Ihr Theil haben und am Nutzen nicht, das ist doch nicht recht. Hier ist meine Hand! Topp! Wir verkaufen den ganzen Rummel und theilen uns in den Nutzen."

Meister Berend dachte: „Mit fünfzig, sechzig Thalern kann ich die fälligen Zinsen zahlen und behalte noch einen netten Stüber Geld übrig," — und er schlug in die dargereichte Hand, daß es schallte.

„Das hättest Du in der guten alten Zeit so leicht nicht verdient," warf Aennchen ein.

„Nein, Mädchen, nein," schmunzelte der Vater, „aber damals waren die Leute noch nicht so leichtsinnig, Alles für's erste beste Gebot wegzuschlagen und nach Amerika zu gehen, und damals blieb man in der Nähe, wenn man was kaufen wollte."

„Ja, ja, Berend hat Recht," sagte Mutter Thriene. „Damals hieß es noch: Kauf' Nachbars Rind, freie Nachbar's Kind, dann weiß Du, was Du findst."

Warum wurden Joseph und Aennchen bei diesen Worten wohl so roth?

„Aber das Holz war gut," meinte Vater Be-

rend, der es gern verkauft und auch gern behalten hätte. Mutter Thriene merkte das und sagte beruhigend:

„Aber für's Erste hast Du noch Holz genug, Berend."

„Ja, das habe ich, aber ich versorge mich immer gern im voraus. Kommt mal mit in die Werkstätte, Wilmsen, da sollt Ihr mal einen Block Nußbaumholz sehen, daß Euch das Herz im Leibe lacht."

„Aber, Berend, es ist so leer in der Werkstatt," flüsterte ihm die Frau in's Ohr. Aber das half nichts; sie kannte ihren Mann nicht mehr. Da ging er wahrhaftig hin und zeigte seinem Nebenbuhler den Staub und die Spinngewebe auf der Hobelbank, an der er so lange nicht gearbeitet hatte!

Der Alte war eifrig daran und zeigte Joseph mit einer Art von prunkender Selbstgefälligkeit hier die ausgesägten eschenen Stuhlbeine, dort seine eichenen Dielen, die so gerade waren wie eine Kerze, und er war gerade daran, ihm die schöne Flamme in dem Nußbaumblocke zu zeigen, als dieser ganz verlegen unter die Decke sah und leise sagte: „Meister!"

„Der hat aber auch seine acht Fuß in der Länge und über zwei Fuß in der Dicke," fuhr dieser fort und schlug den Maßstock, mit dem er es ihm vorgemessen hatte, wieder zusammen.

„Meister Menge!" sagte Joseph etwas lauter.

„Und seht mal die Flamme, die Wolken! Und

hier das dunkelbraune Herz!“ Er schlug mit dem Taschentuche den Staub von dem Blocke und besprengte ihn mit Wasser, damit Joseph die Flamme und das dunkelbraune Herz besser sehen könnte.

„Meister Menge, wir haben jetzt . . . .“

„Der hat auf Kramers Hofe gestanden; heutzutage lassen sie sie so dick nicht mehr werden.“

„Meister Menge, ich wollte Euch mal was“ — Allein Meister Menge hörte nicht.

„Er liegt auch schon zehn Jahre da. Ich will ihn verwahren, bis Aennchen mal heirathet.“

Joseph hustete mal und begann wieder: „Meister, wir haben jetzt einen so guten Kauf zusammen gemacht, wenn wir in Zukunft auch alle Arbeit zusammen thäten?“

Berend machte große Augen. „Wie soll ich das verstehen?“ fragte er.

„Ich glaube, daß eine Schreinerei hier auf dem Dorfe genug ist,“ fuhr Joseph fort.

„Wenn Ihr das nur eher eingesehen hättet!“

„Meister, nun, dann will ich es Euch rund heraus sagen,“ stotterte Joseph. „Ich — mag — Aennchen — gern leiden — und wollte sie wohl heirathen.“

„So!“ sagte Meister Berend und zog das Wort ganz ungeheuer lang. „Da sitzt der Knoten! Also darum . . . .“

„Ich kenne Aennchen schon lange und sie mag

mich auch wol leiden; ich hoffe, Ihr habt nichts dagegen."

„Vater, der Kaffee ist fertig!" rief das Mädchen zur Werkstatt hinein. „Herr Wilmsen, wenn's gefällig ist!" Doch, Anna sah die langen Gesichter, welche beide machten, und zog ihr blühendes Köpfchen rasch zurück.

„Nichts dagegen? Viel habe ich dagegen, ganz viel. Wilmsen, daraus kann nichts werden."

Die väterliche Liebe war im Streite mit dem Stolze des braven Meisters. Er sollte von dem Pfuscher, der sich hier eingedrängt hatte, ein Stück Brod annehmen! Nein, das litt sein Kopf nicht.

„Einen Sohn habe ich nicht," sagte er heftig, „und nun wollt Ihr es werden? Erst habt Ihr Euch in's Dorf gedrängt und jetzt wollt Ihr auch in mein Haus dringen? Erst habt Ihr mir die Kunden ge . . . ." Er hatte das Wort „gestohlen" noch nicht über die Lippen, das harte, beleidigende Wort, das vielleicht Alles wieder verdorben hätte, als Aennchen mit feuerrothem Kopfe hereinstürzte, dem Vater um den Hals flog, ihr Gesicht an seiner Brust barg und mit der ganzen Fülle kindlicher Liebe das einzige Wort „Vater!" stammelte.

Sie hatte an der Thüre Alles gehört und es hatte ihr keine Ruhe mehr gelassen.

„Ich muß erst mit der Mutter darüber sprechen," sagte Berend endlich.

„Das ganze Dorf wird sagen, daß ich es nur

S. 156.

C. Diefenbach pinx. Ausfuhr Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Schnettler, Bei schlichten Leuten. I.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.

thue, um mich zu retten," fuhr er halblaut zu sich fort. Und wieder schwebte ihm eine harte, abweisende Antwort auf den Lippen, aber sein Kind, sein einziges Kind, sah ihn so bittend an, daß er die harten Worte nicht aussprechen konnte.

„Kommt morgen mal wieder vor, Wilmsen, hört Ihr, morgen!" sagte er endlich, und als er mit Aennchen die Werkstatt verließ, war Joseph schon längst auf der Straße.

Vater Berend sprach mit der Mutter Thriene, und als das ersehnte „morgen" gekommen war und Joseph sich Antwort holte, legte Vater Berend Aennchens Hand in die seinige, nachdem er ihm natürlich vorher weitläufig auseinander gesetzt hatte, er thäte es einzig und allein ihrethalben und nicht um sich zu retten. Es war eine schöne Gruppe, als der alte Mann mit den greisen Haaren vor dem blühenden Paare stand und sagte: „Geld bekommt sie nicht mit, Joseph, aber wenn Anna für Dich nur die Hälfte von dem ist, was Mutter für mich gewesen, dann bist Du mehr wie reich, das sage ich Dir nur." Und als Mutter Thriene, welche mit gefalteten Händen in stiller Freude daneben stand, mit feuchten Augen auf ihren Mann zutrat, und ihm zum Danke stumm die Hand drückte, da drehte er das Gesicht zur Seite, um die dicken Thränen zu verbergen, die ihm über die Wangen perlten.

Bald darauf war Hochzeit, denn von einem lan-

gen Brautstande will die Landbevölkerung in Westfalen nichts wissen.

Bei der Hochzeit war Alles so eingerichtet, wie es bei Vater Berend seiner Hochzeit der Fall gewesen war; auch der Kaffeekessel der Großmutter für zwölf Mann fehlte nicht. Das freute den guten Alten, der in seinem Brautrocke, — ja, liebe Leser, den hatte er noch, — neben Mutter Thriene saß, ganz ungemein, obschon die Einrichtung manchen Gästen doch gar zu altfränkisch vorkam. Und als sogar eine große Porzellanschüssel voll Reisbrei mit Rosinen gebracht wurde, und mitten darauf zwei Herzen mit einem Kranze darum und den beiden Jahreszahlen 1833 und 1859 von Rosinen gebildet waren, da ergriff er unter dem Tische still die Hand seines treuen Weibes, drückte sie innig und flüsterte ihr in's Ohr: „Da hast Du wieder hinter gesteckt, Thriene! Ja, nach unserem eigenen Hochzeitstage im Jahre 1833 ist dies der glücklichste Tag meines Lebens."

Meister Berend ließ es sich gut schmecken, aber als für jeden Gast eine Flasche Wein mit einem Glase hingesetzt wurde, da verdüsterte sich sein Gesicht. „So machten wir es nicht, als wir Braut und Bräutigam waren," flüsterte er Mutter Thriene zu; „wir wollten nicht so hoch hinaus . . . ."

„Vater," sagte Joseph, „ich habe für Dich gesorgt; nicht wahr, Du trinkst lieber ein Gläschen Münsterisch Altbier?"

„Ja, gewiß, ja," war seine Antwort, aber einen

Augenblick später sagte er leise zu seinem Tischnachbarn, dem Lehrer: „Ich will doch auch mal probiren, wie das Zeug schmeckt, aber nur einen einzigen Schluck.“

„Da thut Ihr Recht daran,“ versetzte dieser; „der Wein ist ja auch älter wie das Münsterische Altbier; Wein trank Noah ja schon, als er aus dem Kasten kam.“

Joseph nickte seiner Braut zu, als der Vater ein Gläschen trank und sich noch eins einschenken ließ; er hatte das Spiel gewonnen.

Joseph und Aennchen sind glücklich geworden. Vollkommen! Ja, vollkommen. Joseph hat es gezeigt, daß er für Aennchen der rechte Joseph war; für die Kinder, — das halbe Dutzend ist bald voll, — kann man sich keinen bessern Vater denken, und was die alten Leute angeht, die möchte er wohl auf den Händen tragen.

Glückliches Westfalen! glückliches Münsterland! in dir gibt es noch viele brave, einfache Naturen aus der guten Zeit, wie Berend Menge, aber wir wünschen allen einen verständigen Schwiegersohn wie Joseph Wilmsen. Nicht das einseitige Lob des Alten, nicht die übertriebene Sucht nach dem Neuen, sondern erst die friedliche Verschmelzung beider gibt den rechten Klang!

Inhalt.

Seite

I. Wie Hochmuth gebrochen ward.

1. Auf abschüssiger Bahn 5
2. Führe uns nicht in Versuchung! . . . 22
3. Am Rande des Abgrundes 31
4. Unverdientes Glück und unerwarteter Edelmuth 46
5. Ein neues Leben 59

II. Wer hoch fliegen will, kann tief fallen.

1. Höher fliegen 65
2. Von altem Schrot und Korn 71
3. Der junge Herr 78
4. Mutterliebe macht blind 83
5. Krank am Herzen 90
6. Der Vogel wird flügge 96
7. Tiefer Fall 105

III. Alt und neu.

1. Aus der guten alten Zeit 115
2. Mädchenlist 135
3. Alt und neu in friedlicher Verschmelzung . 148

Liverpool.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schnettler, Friedrich

Bei schlichten Leuten

Bd.: 1

Regensburg 1874
Paed.pr. 2140,IV-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11189274-9